This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

838
F26on
A 926,501

Adel und Niche.

FAULHABER.

D. C. HEATH & CO.,

BOSTON. NEW YORK. CHICAGO.

Room B.

838
F26on

Onkel und Nichte.

A GERMAN STORY FOR SIGHT TRANSLATION

BY

OSCAR FAULHABER, PH. D.,

TEACHER OF MODERN LANGUAGES IN PHILLIPS EXETER ACADEMY.

BOSTON:

PUBLISHED BY D. C. HEATH & CO.

1888.

COPYRIGHT BY
D. C. HEATH & CO.
1888.

PRINTED BY C. H. HEINTZEMANN, BOSTON, MASS.

PREFACE.

THE chief aim of this story is to secure a rich and varied vocabulary for students with whom ability to translate at sight is of prime importance. The construction is not too complicated. The style changing from descriptive to narrative, it is believed, will meet this object fully. An attempt has been made to picture German life in its variety, by describing the features and outlines of different classes of political, civil and military society. The military life bears on the historical period of Napoleon I., the two chief characters being an old uncle, a Prussian officer in retirement, and his niece, a promising young girl.

Education of youth in that period, national festivals, social life, travel, customs, traditions, and art as found in the galleries, with glimpses of German history and references to other historical events have been touched upon. Words of foreign origin, unless thoroughly incorporated in the language, have been carefully avoided; the purity of the Saxon or Germanic idiom is maintained.

146904

It is hoped that the information given on German life in this story will be of interest to American students, who, while studying German, may wish to secure a broad view of life in Germany.

Explanatory notes will be added shortly.

Onkel und Nichte.

(German Story for Sight Translation.)

In einem schönen Thale, an einem kleinen See, war ein Dorf von geschichtlicher Bedeutung. In diesem Dorfe war ein Greis von 60 Jahren, ein Veteran aus napoleonischen Zeiten, der in Ruhestand versetzt worden war und den Rang eines Majors bekleidete. Die vielseitigen Erfahrungen und Erlebnisse des Herrn Major von Gablenz, so hieß der Veteran, erregten großes Interesse in den Kreisen mit denen er Umgang pflegte, umsomehr, da seine Erzählungen aus dem Leben gegriffen waren und wahrheitsgetreu geschildert wurden. Sein Vater war in preußischen Staatsdiensten, hatte eine zahlreiche Familie und mußte sich, um standesgemäß zu leben, sehr einschränken im Kreise der Seinigen. Major von Gablenz war der zweite Sohn.

Schon in seinen Knabenjahren legte er eine Vorliebe zur Technik an den Tag. Bei Gelegenheit einer Parade, die er zum ersten Male besichtigte als elfjähriger Knabe, sagte er zu seinem Vater: „Wenn ich einmal Soldat werde, so scheue ich keine Mühe und keine Anstrengung, und wäre sie noch so groß, meiner Pflicht auf das Pünktlichste nachzukommen; denn mein

Großvater sagte mir, daß ich bei getreuer Pflichterfüllung durch Tapferkeit, Muth und Ausdauer es vielleicht zum Offizier bringen könne, und wenn ich einmal Offizier bin, dann werde ich am Ende noch General."

Der junge Gablenz hatte ein gutes Gedächtniß, einen regen Sinn für alles Gute und Schöne. Seine Zeugnisse bekundeten Fleiß, Aufmerksamkeit und Ausdauer. Auf dem Turnplatze, in der Schwimmschule und bei allen körperlichen Uebungen galt er unter seinen Kameraden als Vormann und Leiter. Ein alter Gerichtsdiener, ein ausgedienter Soldat, wurde von den Stadtbehörden beauftragt, mit den Knaben des Gymnasiums militärische Uebungen zu machen; in dem Schloßhofe einer alten Burg, welche sich dort befand, wurde zweimal wöchentlich exerziert, und hölzerne Gewehre wurden zu diesem Zwecke angeschafft. Diese Uebungen machten dem jungen Gablenz viele Freude und legten in ihm den Grund zur militärischen Laufbahn; er war ganz entzückt als er eines Tages seinen Eltern Bericht erstatten konnte über die erfolgreiche Stürmung einer Festung, die Besetzung einer Brücke, die Einnahme eines Dorfes, die Behauptung eines verschanzten Lagers, das Durchstreifen eines Waldes und dergl. mehr. Nach seiner Confirmation, welche im vierzehnten Jahre stattfand, begannen ernstere Studien. Mathematik, ein ferneres Jahr Latein, Französische Geschichte, Geographie, Stylübungen und Zeichnen nahmen den größten Theil seiner Zeit in Anspruch; in seinem Bataillon war er vom Gemeinen zum Unteroffizier befördert worden. Der alte Gerichtsdiener konnte ihm schon

schwierigere Aufgaben anvertrauen, wie z. B. die Deckung eines Rückzuges, die Vertheidigung einer Schanze und das Aufwerfen einer solchen, das Uebersetzen über einen Fluß mit einer kleinen Truppenabtheilung u. s. w. Bei diesen Uebungen gab er seinen Untergeordneten stets die besten Weisungen, ermahnte sie zu treuer Pflichterfüllung, zu vaterländischer Gesinnung, zu persönlicher Aufopferung und zur Begeisterung im Kampfe; zu gleicher Zeit beschrieb er den hohen Ruf, die Ehre und schließlich die rasche Beförderung und die Ehrenzeichen, welche sämmtlichen Vaterlandsvertheidigern zu Theil würden nach überstandenen Beschwerden und Mühseligkeiten. Im fünfzehnten Jahre bestand er eine glänzende Prüfung und erregte besondere Aufmerksamkeit bei der Prüfungscommission durch einen vortrefflichen Aufsatz über:

„Die glänzenden Erfolge Friedrich des Großen unter den schwierigen Verhältnissen seines Zeitalters."

Darin beschrieb er mit Begeisterung die großartigen Leistungen dieses Feldherrn, seine Kämpfe nach außen, seine rasche Besonnenheit in der Ueberwindung von Hindernissen. Desgleichen rühmte er seine diplomatischen Fähigkeiten, ohne jedoch der gewissen- und rücksichtslosen Handlungen zu erwähnen, zu denen er im Anfange seiner Laufbahn griff, was selbstverständlich der jugendlichen Anschauung des Verfassers zuzuschreiben ist.

Drei Monate darauf trat der junge von Gablenz in die Kriegsschule zu Berlin ein und zwar mit den günstigsten Aussichten auf eine ruhmreiche Zukunft, denn er war begabt, fleißig

und gewissenhaft in der Erfüllung seiner Pflichten. Sein dreijähriger Cursus umfaßte die Lehre der Ortsbeschreibung (Topographie), der Länderkunde (Geographie), Vermessungen (Geometrie), Geschichte, Kriegswissenschaft, Festungsbau, Waffenlehre und fremde Sprachen.

Während bei den praktischen Aufgaben seine Kenntnisse in Marschübungen ihm gut zu Statten kamen, ermöglichte es ihm seine kräftige Natur, die Schwierigkeiten aller seiner Studien mit Lust und Liebe zu überwinden. Wir finden ihn zunächst als Fähndrich in Reih' und Glied, wo er durch Erkrankung eines Unterlieutnants dessen Dienste zu verrichten hatte. Der Hauptmann sprach in seinem Berichte sehr günstig über die Fähigkeiten und über die Verrichtung der Berufspflichten des Fähndrich von Gablenz, und empfahl denselben seinem Vorgesetzten, dem Major F.— Bald darauf starb der erkrankte Offizier; von Gablenz wurde zum Unterlieutnant befördert und trat an die Stelle des Verstorbenen. Von allen Seiten erhielt er Glückwünsche zu seiner Beförderung. Den nächsten Morgen meldete er sich bei seinem Obersten, um den bei Beförderungen üblichen Dank abzustatten. Bei dieser Gelegenheit gab ihm der Regimentsbefehlshaber (Oberst) die nöthigen Anweisungen für seine zukünftigen Berufspflichten, und ermahnte ihn an die Ehrenposten, welche ein Offizier im preußischen Heere zu bekleiden hat, an den Einfluß, den er auf seine Untergebenen zu üben hat, an die Kameradschaft, die er unter seinen Waffenbrüdern pflegen soll und an den blinden Gehorsam, den er seinen Vorgesetzten stets zu leisten hat, vor allem aber an den

Schutz und an die Aufopferung, welche er dem Hause Hohenzollern zu jeder Zeit schuldet. An demselben Abend kamen die Offiziere seines Regiments in ihrem Speisehause (Casino) zusammen, es wurde ein Festessen aufgetragen und man ließ den neuen Lieutnant hochleben. Kriegslieder wurden gesungen, Trinksprüche ausgegeben, Gedichte wurden vorgetragen, die hohe Aufgabe des Deutschthums im Streben nach geistigem Fortschritt wurde hervorgehoben, vor allem aber die eiserne Kraft des preußischen Armes, die Zucht und Treue des deutschen Heeres und die Vaterlandsliebe des Gesammtvolkes.

Die Truppenabtheilung, welcher der junge Gablenz angehörte, wurde zur Besatzung nach Spandau verlegt. Diese Festung sollte erweitert werden nach einem vom Generalstabe ausgefertigten Plane. Zahlreiche neue Bollwerke wurden nach allen Richtungen hin aufgeworfen, Laufgräben ausgehoben, alte Schanzen abgetragen, Soldatenwohnungen (Casematten) gebaut, die durch Bollwerke gedeckt waren, Pulver- und Geschoßkammern eingemauert und dergl. mehr.

Bei diesen Unternehmungen verwendete Herr von Gablenz seine erworbenen Kenntnisse auf das Beste. Die erfolgreiche Durchführung der Arbeiten, welche ihm anvertraut wurden, hatte zur Folge, daß er auf das kommende Jahr zu einem anderen Truppenkörper versetzt wurde, in welchem er seine technischen Kenntnisse wissenschaftlich und praktisch weiter entwickeln konnte. Mittlerweile rückte er zum Oberlieutnant vor und verrichtete während zweier Jahre die Dienste eines Bataillons-Adjutanten, in welcher Eigenschaft er theils Feld-, theils Kanzlei-

dienste versehen mußte. Durch Befürwortung seines Onkels, der im Kriegsministerium eine hohe Stelle einnahm, erhielt er einen dreimonatlichen Urlaub, den er zu einer Reise nach Frankreich, Italien und der Schweiz benützte. Selbstverständlich ging er zuerst auf einen Besuch in seine Heimath, wo er auf das Herzlichste von den Seinen aufgenommen wurde. Einladungen, Kränzchen, Bälle, musikalische Unterhaltungen und Familienzusammenkünfte fanden zu Ehren des jungen Herrn Oberlieutnant von Gablenz statt. Man sprach bereits von einer bevorstehenden Verlobung mit der Tochter eines sehr wohlhabenden Staatsbeamten, obschon man nichts gewisses darüber erfuhr; nur so viel war bekannt, daß die beiden Familien in ein näheres Verhältniß zu einander traten, und daß ein reger Briefwechsel zwischen dem Oberlieutnant und der betreffenden Familie obwaltete. Der preußische Gesandte in Paris, an den Herr von Gablenz empfohlen war, machte ihm den dortigen Aufenthalt sehr angenehm. Außer den üblichen Sehenswürdigkeiten hatte er Zutritt zu den Zeughäusern (Arsenalen), Krankenhäusern (Lazaretten), Staatswerkstätten und Militärübungen (Manöver). Nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalte begab er sich nach Rom, wo er mit großem Interesse die Ausgrabungen, Kunstschätze, Tempeltrümmer, die heilige Peterskirche, den Vatican, den Lateran, die Via Appia u. s. w. besichtigte. Von dort begab er sich nach Florenz, Mailand, südlich nach Neapel, Palermo, Messina und dann nordwärts nach Triest und Pola, wo ihm die österreichischen Häfen und Festungsbauten große Bewunderung einflößten.

Doch es zog ihn wieder nach den deutschen Gauen, und so nahm er Abschied vom heiteren Süden, überschritt die Alpen, durchreiste Steiermark und Niederösterreich, bis er die höhere Spitze des Stephansthurmes im Abendsonnenscheine funkeln sah und heiter und wohlgemuths die wettergrauen Thore der alten Kaiserstadt durchschritt. Geschichtliche Erinnerungen zogen wie bunte Bilder an seinem Geiste vorbei; die Gestalt Maximilian's, des letzten deutschen Ritters, erschien ihm im Geiste; er sah, wie Züge deutscher Kämpfer die Thore Wien's verließen, um denselben Weg zu wandeln, den er selbst eben zurückgelegt hatte, wie ein deutscher Kaiser im Büßerhemde nach Rom pilgerte, um sich dem starren Papste zu Füßen zu werfen, wie Türkenhorden, unzählig, die alte treue Kaiserstadt, das Bollwerk westlicher Civilisation und westlichen Christenthums, wochenlang mit Sturm berannten, mit ihren Leibern die Gräben füllten, bis die Besatzung fast zaghaft alle Hoffnung auf Entsatz aufgab; er sah die Fluren und Wälder, aus denen Sobiesky's tapfere Polenschaaren herausbrachen und wie ein Wirbelwind die Türkenhorden vernichteten; Wien war gerettet, — solche Gedanken zogen durch sein Gemüth und stimmten ihn freudig, machten ihn stolz, daß das österreichische Deutschthum schon in alten Zeiten das heilige Feuer der Civilisation und des wahren Glaubens gegen den andringenden Osten vertheidigte. Doch nicht glorreiche Waffenthaten allein waren es, deren er sich zu gedenken erfreute, sondern auch die Musen der schönen Künste lockten seine Sinne. Eine tief greifende Gemüthsstimmung erfaßte ihn, als er im Halbdunkel der ehrwürdigen Stephanskirche die erhabe-

nen Klänge einer Mozart'schen Missa solemnis vernahm, so großartig, so getragen und doch so zart und kindlich. Er erinnerte sich, daß der Altmeister der Musik, Haydn, der himmelstürmende Beethoven und der liebliche Schubert Wien als ihre Heimath priesen. Daß die Wiener ihrer berühmten Todten gedenken, bezeugen die unzähligen Blumenspenden, die jährlich am ersten Novembertage, dem Allerheiligentage, die letzten Ruhestätten der unsterblichen Sänger schmücken. Herr von Gablenz war kein Romantiker und doch konnte er sich dem Einflusse solcher Eindrücke nicht entziehen. Es wurde ihm schwer, sich von Wien zu trennen, aber beunruhigende Gerüchte über nahbevorstehende Gefahr in Bezug auf die Aufrechterhaltung des Friedens bewogen ihn zur sofortigen Heimkehr.

Kaum war er bei seinem Regimente angekommen, als die preußische Heeresmacht auf Kriegsfuß gestellt und ein Armeecorps zur Bewachung an die französische Grenze verlegt wurde. — Die hoffnungslosen Zustände, verursacht durch die welterschütternden Gräuel während des großen Volksaufstandes (Revolution) in Frankreich, zwangen die Nachbarstaaten zum Einschreiten, als plötzlich Napoleon Bonaparte, durch seine siegreichen Kämpfe im Auslande die streitenden Parteien im Inlande vereinigte, aus der Republik ein Consulat, aus dem Consulat ein Kaiserreich gründete. Durch eine glückliche Fügung in Folge der kriegerischen Thaten, in denen sein Feldherrntalent ihn zum Cäsar seines Jahrhunderts stempelte, gelang es ihm, sämmtliche Staaten Europa's zu unterwerfen, bald im Westen, bald im Osten, bald im Norden oder Süden Krieg zu führen,

und zwar fast immer siegreich, bis zum Rückzuge von Rußland.

Der preußische Staat war diesen Zeitraum hindurch fortwährend in Krieg verwickelt, vorerst freiwillig wider Napoleon, dann unfreiwillig für Napoleon und zum Schluß im Bündnisse mit den Mächten Europa's, deren siegreiche Kämpfe seinen Sturz herbeiführten. Gegen sein Erwarten wurde von Gablenz gleich nach seiner Rückkehr in den Generalstab aufgenommen, wo er an der Ausarbeitung des ersten Feldzugsplanes mit andern Offizieren eifrigst Theil nahm. Die Hauptaufgabe dieser Arbeit bestand in den Vertheidigungsmaßregeln an der Grenze, zunächst des preußischen Staates, die bei der damaligen Grenzgestaltung Preußens Massenaushebungen und große Streitkräfte ernöthigten, zur Besetzung der Festungswerke, und zu gleicher Zeit zur Marschbereitschaft großer Truppenkörper. Mußte die Landwehr innerhalb und die stehende Armee zum Angriff nach außen verwendet werden, dann wurde das ganze Land ein verschanztes Lager und die gesammte männliche Bevölkerung vom 17. bis zum 60. Jahre hatte Kriegsdienste zu verrichten.

Napoleon unterjochte die süddeutschen Staaten und machte sie zu seinen Verbündeten. Durch dieses Verfahren schwächte er die Gesammtmacht der deutschen Streitkräfte, in der Hoffnung, das Gefühl der Stammverwandtschaft zwischen den einzelnen deutschen Staaten zu beeinträchtigen, während Preußen damals schon ein einheitliches Deutschland anstrebte, und daher mit doppelten Hindernissen zu kämpfen hatte. Oberlieutnant von

Gablenz hatte nun das beste Zeugniß abgelegt von seinen Leistungen im Generalstabe und im Felde. Bei Ueberbringung der Befehle aus dem Hauptquartier an die untergeordneten Generale erhielt er einen Streifschuß am linken Arm, der ihn auf kurze Zeit in ein Krankenzelt brachte, von wo aus er mit größtem Eifer den Gang der Bewegungen und Gefechte verfolgte. Drei Wochen darauf finden wir ihn wieder im Sattel, und zwar dieses Mal an der Spitze eines Bataillons, dessen Befehlshaber kampfunfähig wurde durch einen Schuß im Unterleib. Ein dienstthuender Hauptmann (Adjutant) überbrachte ihm aus dem Hauptquartier das Ehrenkreuz für Tapferkeit im Felde und zugleich seine Ernennung zum Hauptmann. Durch diese Beförderung zu neuem Muthe angespornt, und von der Mannschaft in Folge seines furchtlosen Benehmens in hohen Ehren gehalten, wurde sein Name im Heere rühmlichst bekannt. In drei darauf folgenden Schlachten kam er unversehrt davon, aber bei Stürmung einer Schanze erhielt er eine gefährliche Stichwunde, welche ihn auf längere Zeit kampfunfähig machte und seiner linken Schulter eine dauernde Lähmung beibrachte.

Endlich kam die große vaterländische Freiheitsbewegung, das Volk stand auf, der Sturm brach los, der Napoleon's Laufbahn auf immer zerstörte. Bei einem so begeisternden Ereignisse rückte der nun kaum genesene Hauptmann von Gablenz von neuem in's Feld, zeichnete sich auch diesmal durch seinen Heldenmuth aus und zog mit den siegreichen Truppen in Paris ein, wo ihn der Oberbefehlshaber (General) im Namen des Königs von Preußen zum Major ernannte und ihm

als zweites Siegeszeichen das eiserne Kreuz an die Brust heftete.

Einige Zeit darauf folgte der Friedensschluß, die Heeresmacht (Armee) wurde auf Friedensfuß gesetzt (reduzirt), Major von Gablenz wurde in den Ruhestand (Pension) versetzt, zog sich in eine kleine Ortschaft zurück und pflegte der Ruhe, deren er so bedürftig war.

Sein Bruder war im Felde gefallen und hinterließ eine Tochter, deren Mutter jüngst gestorben war. Fräulein von Gablenz kam nun zu ihrem Onkel, besorgte seine Haushaltung und machte ihm das Leben so angenehm und heimathlich als möglich; sie hatte eine gute Erziehung genossen, war bescheiden und anspruchslos, außerdem jung und schön, schlank von Gestalt, blaue Augen und blonde Haare, lebhaft und äußerst liebenswürdig. Die treue Anhänglichkeit an ihren Onkel, die Hochachtung vor seiner Stellung, die süße Rückerinnerung an ihren Vater durch ihn, und die Liebe ihres Onkels ihr gegenüber, machte die Haushaltung des Majors und das Leben im allgemeinen anziehend und glücklich. Onkel und Nichte lebten gleichsam als Vater und Tochter, sie machten täglich Spaziergänge in der Umgebung, besuchten mitunter befreundete Familien, schmückten den kleinen Garten beim Hause mit schönen Blumen und lasen gegenseitig aus den herrlichen Gedichtsammlungen, welche während der Sturm- und Drang-Zeit (Periode) das deutsche Volk zu vereinigen vermochten und zu dem nunmehrigen Ziele führten, wie z. B. die von Eichendorf, von Uhland, von Theodor von Körner, von Müller, Arndt,

Zedlitz und andern. Fräulein Marie war in einem Damen-Institut (Pensionat) erzogen worden, besaß großes Talent für lebende Sprachen und ergab sich mit großem Eifer der Tonkunst (Musik). Sie sang, spielte Klavier mit vielem Gefühl, besaß eine seltene Fingerfertigkeit und übte fleißig. In ihrer Auswahl von Liedern gab sie den anerkannt mustergiltigen Tonwerken eines Haydn, Bach, Händel, Mozart und Beethoven den Vorzug, erkannte aber dessenungeachtet die Leistungen und Schönheiten der italienischen Schule an.

Die schweren Kriegszeiten waren für das Schulwesen im Reiche ein harter Schlag, und die zarte Jugend mußte während jener Zeit fast ungeschult herangewachsen, weßhalb auch so viele Kinder unwissend waren. Der Staat bemühte sich zwar, diesem Uebelstande möglichst abzuhelfen durch Anlegung von Dorf-, Stadt- und Staatsschulen, in denen die Lehrgegenstände in folgerichtigem Anschlusse zu einander angeordnet waren und die als gründliche Vorschulen für die altbestehenden deutschen Hochschulen gelten sollten. Mit Erlaubniß der obersten Behörden durften auch Schulen errichtet werden, welche nicht zum Staats-Schulverbande gehörten (Privatschulen); solche Anstalten wurden vielerseits gegründet, namentlich auch für kleine Kinder.

Die große Vorliebe des Fräulein Marie für die zarten Kinderseelen bewog sie, in dieser Richtung einen Versuch zu machen. Zuerst kamen nur wenige Kinder, denen sie alltäglich zwei Stunden widmete, in einem für diesen Zweck passenden Raume. Aber schon im zweiten Monat hatte sich die Zahl der Kinder

bedeutend vermehrt, denn die Kleinen waren von kindlicher Liebe zu Fräulein Marie beseelt, in deren Schule sie regelmäßig Lieder einübten, lesen, schreiben, rechnen lernten und Grimm'sche Märchen erzählen hörten, die ihnen eine neue Welt eröffneten. Das war eine Freude, als Fräulein Marie in das Schulzimmer trat und die kleinen Händchen ihr Blumensträußchen entgegenstreckten.

Die Eltern besuchten Fräulein Marie mitunter in der Schule und bekundeten große Freude und innigen Dank für ihre Herzensgüte und Aufopferung. Auf diese Weise stiftete sie sehr viel Gutes, half manchem Uebel ab und kleidete sogar die Aermsten unter den Kindern.

Der Herr Major von Gablenz war höchst erfreut über das kindliche Gemüth seiner Nichte und räumte ihr unbedingte Freiheit ein in Unternehmungen, deren Zweck so edel und deren Durchführung so erfolgreich war. Weihnachten kam heran, die alten deutschen Sitten wurden gewahrt, ein schöner Christbaum, geschmückt mit allerlei Kleinigkeiten, Leckerbissen, Wachsfiguren, nützlichen Dingen, Nüssen, Nürnberger Spielsachen und zahlreichen strahlenden Lichtern, stand in der Mitte einer kleinen Halle; Eltern, Freunde, Verwandte und Bekannte wurden eingeladen mit den Kindern. Die Bescheerung ging vor sich, beglückte Alt und Jung und machte Alles fröhlich. Schwere Sorgen und Leiden waren für den Augenblick vergessen, die Eltern dankten Fräulein Marie und dem Major auf das Innigste; das war ein nie zu vergessender Augenblick; Kinder schlossen Marie in ihr Gebet ein, sie war ihnen heilig geworden.

Ein unerwartetes Ereigniß überraschte sie, als sie nach Haus zurückkam; das herrliche Kirchenlied Martin Luther's: „Eine feste Burg ist unser Gott" ertönte vor dem Hause, von hundert Stimmen getragen, und versetzte sie in eine andächtige Stimmung. Ein Vaterlandslied folgte dem Kirchenlied; es war Körner's Schwertlied, das allen die aufregenden Zeiten des Freiheitskrieges wieder in's Gedächtniß rief. Der Major hielt eine kurze Ansprache an die Bürger, dankte ihnen für die aufmerksame und angenehme Ueberraschung, lud sie ein in sein Haus zu kommen und bewirthete sie auf's Freundlichste und Beste nach echt deutscher Sitte. Am nächsten Tage wurden Besuche empfangen und gemacht; der Major legte einen Stolz darein, die schönen Handarbeiten seiner Nichte zu zeigen, welche die Zimmer schmückten. Die Behörden übernahmen nun die Schule, welche Marie gegründet hatte, und gaben derselben ihr zu Ehren den Namen „Marienschule."

Der Frühling nahte, es wurde wärmer und schon begannen die Landleute ihre Felder zu besäen. Man sehnte sich nach frischer Luft; ein warmer Regen belebte die Natur, Wintersaaten und Wiesen grünten, Bäume schlugen aus. Hecken sproßten, Blumengärten und Gemüsebeete beschäftigten die Bewohner und bald stand die Natur in voller Pracht. Noch einen Monat und der Sommer trieb die Stadtbewohner hinaus auf's Land, überall war Leben, Lust und Freude. Ein längst gehegter Plan reifte nun zur Ausführung; der Major und Marie traten eine Reise nach der Schweiz an. In Genf trafen sie einen Bekannten, der sich ihnen anschloß auf ihrer Reise

(Tour) durch die schönen Gebirgsgegenden. Auf dem Rigi, wo ein ganzer Tag zugebracht wurde, machten die herrliche Aussicht, die vielen Seen, Ortschaften, Gebirgskuppen einen unvergeßlichen Eindruck auf beide, zumal sie große Naturfreunde waren. Ihre Bewunderung wurde auf's Höchste gesteigert als sie, von gutem Wetter begünstigt, den Sonnen- unter- und Aufgang von diesem weltberühmten Höhepunkte aus beobachteten.

Die großartige Landschaft, die Naturerscheinungen, die sonnigen Thäler, die waldigen Höhen, der Wiederschein des Wolkenfluges auf Land und Seen, kurzum der Gesammteindruck aller dieser Naturerscheinungen gab Fräulein Marie Anlaß zu Bemerkungen in ihrem Tagebuche, welche ihr später zur Grundlage einer größeren Reisebeschreibung dienten. Am Fuße eines Berges, in lieblicher Umgebung hielt sich die Gesellschaft acht Tage lang auf; man machte kleinere oder längere Ausflüge, zu Fuß oder zu Esel, hier und da wurde gehalten, um Erfrischungen einzunehmen. Die anziehendsten Punkte wurden zur Erinnerung im Zeichenhefte aufgenommen. Mehrere junge Leute, die sich der Gesellschaft bei diesen Gängen angeschlossen hatten, sammelten Gesteine, Erze, allerlei Käfer, Schmetterlinge, Pflanzen und Gebirgsblumen wie Edelweiß und Alpenrosen. Hier und da erspähten sie Raubvögel und auf Bergspitzen zuweilen eine Gemse oder andres Wild. Auf kleinen Seen in der Umgebung wurde zuweilen gerudert und gefischt, was viel zur Erheiterung der Gesellschaft beitrug. So oft der Major eine zu Truppenbewegungen geeignete Ebene er-

blickte, sprach er mit Begeisterung von der günstigen Gestaltung der Bodenbeschaffenheit zu solchen Zwecken, während die jungen Naturforscher, ihrerseits mit Leib und Seele an ihrer Fachwissenschaft hängend, dasselbe Stück Erde von ihrem betreffenden Standpunkte aus beurtheilten. Ein junger Naturforscher in der Gesellschaft schien sehr bewandert zu sein in seinem Fache; er erregte die Aufmerksamkeit des Fräulein Marie durch seine große Belesenheit, seine geistige Frische, seine Unterhaltungsgabe und namentlich durch seine herrliche Stimme, die er im Walde häufig ertönen ließ, wobei der Wiederhall (Echo) die Anwesenden in fröhliche Stimmung brachte. Dem Major gefiel besonders gut der Schweizer Jodel, den er von den Hirtenknaben und Sennerinnen wohl öfters gehört hatte; nicht minder erbaulich war der bekannte Kuhreigen, dessen sich sämmtliche Spaziergänger aus Wilhelm Tell erinnerten, und den man nun in freier Natur in einiger Entfernung auf der Schalmei hörte. Nach einer sechswöchentlichen Abwesenheit kamen Major von Gablenz und Nichte in die Heimath zurück und wurden von den Nachbarn auf das Freundlichste bewillkommt.

Der Major erhielt Besuche von nah und fern, darunter einige seiner Kriegskameraden, mit denen er sich über das Kriegswesen, die Ereignisse in den Feldzügen, die Wendepunkte der Schlachten, über Niederlagen und Siege jener bewegten Zeit unterhielt. Abends spielte man Karten oder Schach, während Fräulein Marie mit Handarbeit beschäftigt war, in der sie vortreffliches leisten konnte. Vor dem kommenden Winter wurde

noch eine kleine Reise nach der Hauptstadt unternommen, auf besondere Einladung eines Kriegsgenossen, welcher den Major manchmal auf dem Lande besuchte.

Diese Gelegenheit benützte Fräulein Marie, um Sing- und Schauspielen (Concert und Theater) beizuwohnen, an denen sie große Freude hatte und die ihr zur ferneren Ausbildung verhalfen. Eine Gesangsvorstellung, von Künstlern veranstaltet, wurde in der großen Halle an der Hauptstraße zu Gunsten der Armen gegeben; mehrere hervorragende Tonkünstler und Sänger zeichneten sich durch ihre Vorträge aus. Alt und Jung war begeistert — die Vorliebe zur Tonkunst, die dem Deutschen angeboren, kam hier glänzend zum Vorschein. Manche waren zu Thränen gerührt, die Macht des Gesanges hatte das Herz ergriffen, das Gemüth erweicht, man mußte sich hingeben, seinen Gefühlen freien Lauf lassend. Fräulein Marie konnte nicht umhin, ihrem Onkel die ergreifende Wirkung dieses Gesanges lebhaft zu schildern, sie war entzückt von dem Hochgenusse, den die so vollkommen ausgeführten Meisterwerke ihr gewährten.

Auf das dringende Bitten mehrerer Freunde entschloß sich der Major, seinen Aufenthalt in der Hauptstadt zu verlängern, umsomehr, da er einsah, daß seine Nichte zur Erweiterung ihrer Bekanntschaften sowohl, als zur ferneren Entwickelung ihrer Gaben die beste Gelegenheit hatte in einer Großstadt.

Ein Künstler von hohem Rufe, der Fräulein Marie vorgestellt worden war, bemühte sich, ihr in den Kunstsammlungen (Galerien) die werthvollsten Gemälde und Werke zu erklären.

In dem großen Kunstgebäude befanden sich Abtheilungen für die Werke der Bildhauerkunst, der Kunstgießerei in Eisen, Kupfer und Kupfermischungen; da waren auch Abgüsse der Werke der alten griechischen und römischen Meister, Zierrathe, Kunstschmiedesachen, Hausgeräthe und Kunstwerke, die bei Ausgrabungen im Nilsande, im Schlamme der Tiber oder auf den sonnigen Feldern Griechenlands und Trojas an's Tageslicht gefördert wurden. In einer zweiten Abtheilung befanden sich Sammlungen von Kupferstichen, Stahlstichen und Radirungen berühmter Künstler verschiedener Zeitalter, in einer dritten prangten farbenreiche Gemälde holländischer, italienischer, spanischer, deutscher und englischer Schule, welche theils geschichtliche Ereignisse, theils die Schönheiten der Natur und theils hervorragende Persönlichkeiten in Staat und Kirche darstellen. In dem gedruckten Verzeichnisse dieser Kunstschätze machte Fräulein Marie zahlreiche Anmerkungen, um späterhin in der großen Büchersammlung (Bibliothek) genauere Kenntniß über die ihr weniger bekannten Werke einzuholen, in der Absicht, in Zukunft mittels Auszüge und Umschreibungen eine Gesammtübersicht der Schätze zu verfassen. Vorerst wohl nur zur Selbstbelehrung, später jedoch auch als ein Mittel, weiteren Kreisen das Verständniß dieser Kunstwerke zu erleichtern.

Am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig versammelten sich zahlreiche Kriegshelden von allen Gauen Deutschlands in der Hauptstadt, um dem alljährlich stattfindenden Siegesfeste beizuwohnen. Major von Gablenz schloß sich dem Festzuge an, der vor dem königlichen Schlosse Halt machte. Der befehl-

habende Anführer (commandirende Offizier) hielt eine kurze Anrede, die vom Könige dankend entgegengenommen wurde. Nach dreifachem Hoch schwenkte der Zug mit klingendem Spiele ab und marschirte durch die Hauptstraßen der Stadt mit fliegenden Fahnen, in gleichem Schritt und Tritt, in freudigem Angedenken der ernsten Stunden, in denen sie zusammen in den Kampf marschirten, an einer Truppenabtheilung vorbei, welche mit gesenkter Fahne die Kriegshelden ehrerbietig grüßte. Auf einem freien Platze waren mehrere große Zelte aufgeschlagen, in denen das Festessen aufgetischt wurde. Nach eingenommener Mahlzeit erheiterten Spiel und Gesang die jubelnde Menge, und man zechte nach altväterischer Sitte. Den Abschluß des festlichen Tages bildete ein glänzender Ball, der in einem Saale des königlichen Schlosses den siegreichen Helden und ihren jüngeren Waffenbrüdern gegeben ward. Die wogende Menge der Anwesenden in dem mit Immergrün und Blumen geschmückten Saale, von Hunderten hell leuchtenden Kerzen überstrahlt, bot einen herrlichen Anblick dar. Farbenreiche Waffenröcke mit glänzenden Verzierungen und blinkenden Ehrenzeichen geschmückt, standen in kräftigem Abstiche von den einfachen schwarzen Anzügen der Staatsmänner und Beamten, die schönen Anzüge, von üppigen Frauen und Jungfrauen getragen, das Blitzen der Geschmeide, die vor Aufregung und Freude strahlenden Gesichter, sie und alle setzten sich in ein Bild zusammen, das vor dem Wiederscheine hoher und klarer Wandspiegel wie durch Zauberkraft fast in's Unendliche vermehrt, wohl kaum an Schönheit und Reiz übertroffen werden konnte.

Das Leben und Treiben im glänzenden Saale war äußerst bewegt, Scherzworte flogen hin und her, Gespräche wurden geführt, mit Mund wie mit Augen, und manch' heimlich geflüstertes Wort machte ein schüchternes Herz höher im Busen klopfen. Doch plötzlich ward alles stille, die hohen Flügelthüren am Kopfende des Saales schwangen sich in ihren Angeln und stattliche Kammerdiener verkündeten das Herannahen des Königs und seiner Gemahlin. Dieselben traten unter stürmischen und begeisterten Hochrufen in den Saal ein, und nachdem sie eine kurze Weile auf einem erhöhten Throne sitzend die Huldigung der freudig erregten Menge entgegengenommen, befahl die Königin den Beginn des Tanzvergnügens.

Der König reichte ihr in ritterlicher Weise die Hand, und sie sorgsam vom Throne herunterleitend, führte er sie an die Spitze der Tanzreihe. Die Geigen und Bässe, die Trompeten und Schalmeien sandten ihre lieblichen Töne den Tänzern entgegen, die mit taktvoll abgemessenen Schritten und anmuthsvollen Bewegungen die tanzeröffnende Polonaise ausführten. Das war eine lange Reihe schöner, kräftiger Männer, kriegserprobter Kämpfer, hehrer Frauen und schlanker Mädchen; doch allen voran schritt der siegesreiche Vater seines Volkes mit erhobenem, stolzem Haupte, und an seiner Seite die gütige Königin und Landesmutter. Nach Beendigung dieses Eröffnungstanzes kehrten ihre Hoheiten wieder in ihre Gemächer zurück und räumten das Feld der tanzlustigen Jugend, die sich denn auch im vollsten Maße dem berauschenden Vergnügen hingab.

Major von Gablenz mit seiner Nichte hatten die Eröffnungsfeier von einem erhöhten Punkte aus beobachtet; das ganze Treiben der wogenden Menge, der Farbenreichthum des glänzenden Bildes blendete und verwirrte Marie's Sinne, so daß sie beschloß, vorerst ein wenig zuzusehen, bevor sie sich unter den lustigen Schwarm der Tänzer mischte. Doch bald ergriff auch sie die allgemeine Tanzlust, ihr Antlitz glühte vor Aufregung, ihre lachenden Augen gaben entschiedenes Zeugniß von ihrer Tanzlust, und vom Major ermuthigt, nahm sie die Aufforderung eines jungen Lieutnants, ihm die Hand zum nächsten Tanze zu reichen, an. Solch einen Genuß hatte sie kaum erwartet; wie leicht gleitete sie über den fast spiegelglatten Fußboden dahin, wie flink war ihr Tänzer, und wie sicher fühlte sie sich in seinem Arme. Die Zeit schwand ihr dahin wie Augenblicke, und als ihr Tänzer, nachdem der letzte Strich der Geigen verhallt war, sie mit ausgesuchter Höflichkeit wieder dem Major von Gablenz zuführte, da war es ihr, als ob sich eine neue Welt vor ihren Augen eröffnet hatte. Sie sah weder rechts noch links, sie träumte mit offnen Augen: sie sah nicht die Blicke, die auf sie, auf ihre liebliche Erscheinung gerichtet waren, sie hörte nicht die flüsternden Stimmen, die ihr Lob sprachen. Hätte sie nur einen einzigen Blick nach rechts geworfen, dann würde sie sicherlich die Gestalt eines Mannes gesehen haben, der nachlässig gegen eine der Marmelsäulen gelehnt stand, und dessen Blicke jedem ihrer Schritte mit Spannung folgten.

Eine hohe ausdrucksvolle Gestalt in schlichtem schwarzem

Anzuge, ein ernstes Gesicht mit großen blauen Augen, römischer Nase, ein von einem weichen Schnurrbarte überschatteter Mund, der in seinen regelrechten Linien und rosiger Farbe fast dem eines Mädchens glich, ein wohlgerundetes Kinn und langes blondes Haar, das auf seine Schultern herniederwallte, waren die sofort in's Auge tretenden Merkmale dieses Mannes.

Nähere Betrachtung würde ergeben haben, daß in dem Besitzer obiger Züge Mannesfestigkeit und Stärke, mit trotzigem Unabhängigkeitssinne und doch auch mit fast weiblich zartem Schönheits- und Kunstgefühl reichlich vorhanden waren. Wenn je die Natur das Wort „Künstler" auf eine Menschenstirn prägte, dann hatte sie es deutlich auf der hohen bleichen Stirn dieses Mannes gethan. Sein ganzes Wesen bezeugte den Künstler.

Seine Augen folgten Marien's Gestalt, als sie ahnungslos an ihm vorüberschritt, er sah, wie ihr Tänzer sie nach ihrem Platze zur Seite des Majors von Gablenz zurückführte und sich dankend zurückzog. Mit raschem Entschlusse verließ er dann die schützende Säule und lenkte seine Schritte dem Major zu; kaum war er in der Nähe desselben angelangt, als des Majors Adlerblick ihn erspähte und er seine Nichte auf ihn aufmerksam machte, die dann auch sofort in ihm den freundlichen Künstler erkannte, der ihr bei der Besichtigung der Kunstsammlungen so zuvorkommend mit Rath und Erklärung zur Seite gestanden hatte. Die Herren gaben sich die Hände, und nach einer tiefen Verbeugung bat er Fräulein Marie um Erlaubniß, an ihrer Seite Platz nehmen zu dürfen. Als seine Bitte gewährt, zog

er sie in eine lebhafte Unterhaltung über ihre Erlebnisse in der Hauptstadt, über die Vergnügungen, die sie mitgemacht hatte, und die ihr noch in Aussicht ständen. Das Gespräch hätte wohl noch lange gedauert, wenn nicht die wiederum lockenden Tanzweisen sie an die Gegenwart erinnert hätten. Er reichte ihr seinen Arm und führte sie in die Reihen der schon zum Tanze Antretenden.

Er schien ihr wie ein alter Bekannter, obgleich ihre nähere Bekanntschaft kaum erst nach Stunden zählte. Und doch! hat nicht jeder auch schon selbst erfahren, hat nicht jeder sich auch schon mal so ganz mächtig zu einer fast unbekannten Person hingezogen gefühlt, als ob er ein alter Bekannter wäre? Das ist die unergründliche Anziehungskraft verwandter Seelen, die wie Magnete sich mit vervierfachten Kräften zu nähern versuchen.

Die verschiedenen Wendungen des Tanzes gaben Fräulein Marie und Herrn Hermann Freiwald, das war der Name des Künstlers, viel Gelegenheit zu anziehendem Gespräch. Seine Unterhaltung hatte für sie den großen Reiz der Neuheit; als Soldatenkind und Nichte des Majors, dessen liebste Freunde dem Soldatenstande angehörten, war Marie fast ausschließlich daran gewöhnt, von Schlachten, Feldzügen, Festungsvertheidigungen und Stürmen zu hören, während des Künstlers Natur selbstverständlich sich mehr zu den bildenden Künsten, statt zu den vernichtenden hingezogen fühlte, und seinem Gespräche daher auch eine künstlerische, Schönheit betonende Färbung verlieh. Zu diesem Reize der Neuheit gesellte sich Marien's

angeborner Kunstsinn; es war daher kein Wunder, daß sie seinen bilderreichen Worten mit Entzückung folgte. Es war ihr ein großes Vergnügen, mit ihm zu tanzen, und doch schien es ihr, als ob sie ihm lieber zuhörte. Seine Stimme war weich und klangreich, und schmiegte sich wie eine Tonbegleitung an seine Worte an; Fräulein Marie sprach nur wenig; was besseres konnte sie thun, denn lauschen? Und so lauschte sie denn bis der Tanz zu Ende war, und Hermann Freiwald sie wieder ihrem Onkel zuführte. Der Abend war inzwischen seiner Neige zugegangen, und nachdem der Major von Gablenz sich noch eine kurze Weile mit dem Künstler unterhalten hatte, beschloß er, sich mit seiner Nichte wieder nach seiner Wohnung zurückzubegeben. Er erwähnte dem Künstler gegenüber, daß er schon in kurzer Zeit von der Hauptstadt abzureisen gedenke, und stellte es demselben frei, wenn er wolle, ihm und seiner Nichte vor ihrem Abgange einen Besuch abzustatten. Hermann Freiwald nahm die Einladung dankend an. Er begleitete Fräulein Marie bis an den Wagenschlag, und nach einem freundlichen Abschiede rollte das Gefährt durch die hellerleuchteten Straßen seinem Bestimmungsorte zu. Dort angelangt, besprachen von Gablenz und Marie noch etwas die Ereignisse des Tages; die Aufregungen und Anstrengungen desselben machten es jedoch dem Schlafe ein leichtes, seine Rechte zu verlangen, und Onkel und Nichte ruhten baldigst in des Traumgottes Armen.

Major von Gablenz stand wiederum an der Spitze seiner Truppen — hurrah! vorwärts! meine wackeren Kameraden, dort steht der Franzmann! Laßt die Geschütze brüllen, die Gewehre

knattern, laßt Trommeln und Trompeten dem korsischen Räuber verkünden, daß Hermann's, des Cheruskerfürsten, Geist noch in uns lebt! Gebt Feuer, zielt gut, — so — das war recht — jetzt mit dem Kolben auf die Kerle los, und haut drauf, ha, — wie sie laufen können — — — — —

Major von Gablenz war auch im Traume noch ein Held und Sieger. Auch seiner Nichte Sinne umgaukelten die zarten Gewebe des Traumlandes. Auch sie träumte von Hermann, von Trommel- und Trompetenklängen, von wogenden Massen; doch nicht Hermann, der Cheruskerfürst, erschien in ihrem Traumbilde, — nein — Hermann Freiwald schaute lächelnd in ihre Augen, während die Trommeln und Trompeten die wogenden Massen der Tänzer in gleichem Schritt und Tritt hielten.

Allmählich verstummte das Getöse der in den Straßen sich verlaufenden Festmassen, die Lichter erloschen, eins nach dem andern, und Ruhe und Stille senkten sich auf die schlafende Hauptstadt. Der Mond hielt Wache über Haus und Hof, über Reich und Arm, treulich und lieblich, während die Stille der Nacht nur dann und wann unterbrochen wurde durch den Ruf des Nachtwächters, der dem Monde anzeigen sollte, wie lange er noch auf seinem vorgeschobenen Posten zu stehen habe, bis die große Sonne ihn ablösen würde.

Des Nachtwächters eintöniger Gesang:

„Männer und Kinder, laßt Euch sagen,
Die Glocke hat gerade drei geschlagen"

war kaum vertönt, als eine einzelne in einem weiten Mantel

gehüllte Mannesgestalt um die Straßenecke bog und langsam den Häusern entlang schritt. Es war eine klare helle Nacht, die Sterne blinkten am hohen Himmelsgewölbe und der Vollmond goß sein mildes blasses Licht über die vereinsamten Straßen und schlafenden Häuser. Der Mann im Monde schien der einzige aufmerksame Beobachter des einsamen Wandlers zu sein, und wenn man ihn hätte bei seinem Selbstgespräche belauschen können, würde man wohl so etwas ähnliches vernommen haben, wie z. B.: „Hm, hm, die alte, alte Geschichte; bin auch mal jung gewesen; junges Blut und schweres Herz; Morgenduft und Mondenschein, ha, ha! die Welt dreht sich halt immer noch um denselben Punkt. Arme Narren; und doch hab' ich Mitleid mit euch, kann euch auch wohl verstehen, nehme sogar etwas Antheil an euch, wenn ihr mich mit verliebten Augen anstarrt und anseufzt. Man muß doch für irgend etwas zu sorgen haben, denn hier im Monde ist es so schrecklich, schrecklich langweilig, immer dasselbe, nichts anderes wie abnehmen und zunehmen, abnehmen und zunehmen, jahraus — jahrein. Wir drehen uns nicht einmal auf die andere Seite herum, wie eure Erde es thut! Ja, ja, es ist furchtbar langweilig hier im Monde, und darum laß ich mir's auch gefallen, wenn ihr armen Menschenkinder mich so unverschämt anstiert, und mir mit euren ewigen Seufzern und Klagen und Liebesliedern mein altes Herze schwer macht! Auch du, Hermann Freiwald, fängst an, mir Sorgen zu machen; gehe heim! und träume von blonden Haaren, blauen Aeuglein und tannenschlanker Gestalt; gehe heim; gute Nacht." Und der Mann im weiten Mantel, mit

dem hohen bleichen Gesichte und den tiefen Augen verschwand im Schatten eines Thorweges. Er war in seiner Wohnung angelangt.

Am nächsten Morgen beim Frühstücke besprach Major von Gablenz mit seiner Nichte die Genüsse des vergangenen Tages und auch die Wünschenswürdigkeit ihrer baldigen Rückkehr in ihre Heimath. Fräulein Marie beabsichtigte vor ihrer Rückkehr die in der Kunstsammlung von ihr gemachten Anmerkungen folgerichtig zusammenzustellen und auszuarbeiten, wozu sie der Hilfe der in der Bücherssammlung enthaltenen Urkunden und Werke bedurfte. Aus diesem Grunde wurde die Abreise nach Hause auf zwei Wochen verschoben, obgleich der Major am liebsten schon sofort abgefahren wäre. Es gefiel ihm wohl ganz gut in der Hauptstadt, aber die Bequemlichkeit seines eignen Haushaltes fehlte ihm. Doch was hätte er nicht seiner guten Marie zu Liebe gethan? Und da es ihr Wunsch war, noch vierzehn Tage in der Hauptstadt zu bleiben, so blieb er; denn ihre Wünsche waren für ihn jetzt, was seinerzeit die Befehle seiner Vorgesetzten waren. Herr von Gablenz war eines Tages mit seiner Nichte von der Bücherssammlung nach Hause zurückgekehrt und hatte sich's bequem gemacht, während Marie mit dem Schreiben ihres Kunstsammlungsberichtes fortfuhr. Stille herrschte im Zimmer, unterbrochen nur durch das Knirschen der Feder und das Tick, Tick der großen altväterischen Wanduhr in der einen Ecke des Gemaches. Da plötzlich klopfte es an der Thür, und auf des Majors kräftiges „Herein" öffnete sich dieselbe und herein trat Herr Hermann Freiwald. Herr von

Gablenz begrüßte ihn mit herzlichem Händedrucke, und Fräulein Marie war sichtlich erfreut, ihren Bekannten wiederzusehen. Zuerst drehte sich das Gespräch um den Verlauf der Festlichkeiten, um neue militärische Anordnungen, Beförderungen und Auszeichnungen, die aus Anlaß des Siegesfestes vom Könige ertheilt worden, größtentheils zwischen dem Soldaten und Künstler geführt; allmählich jedoch wurde Fräulein Marie mit in's Gespräch verwickelt, und vom Soldatenwesen ging es auf persönliche Angelegenheiten und von diesen auf Kunstwesen über. Marie zeigte ihrem Gaste wie weit sie schon mit ihrer kleinen Kunstgeschichte vorgeschritten sei, holte sich seinen fachlichen Rath ein, besprach mit ihm die Anordnung der verschiedenen Theile des Werkes, und über kurz und lang waren beide bis über die Ohren in Kunstgeschichte vertieft. Der Major lauschte eine Weile dem eifrig geführten Gespräche, zog sich aber bald in's Hintertreffen zurück, denn obwohl er Kunst liebte, war Kunstgespräch doch nicht seine starke Seite. Marie war ganz entzückt von den vielseitigen Kenntnissen und dem klaren Urtheile des Künstlers; er erklärte ihr manches, das ihr bisher unverständlich geblieben war, warf neues Licht auf bekannte Sachen, und zeigte in jedem Worte, daß er ein werther Jünger seiner Kunst sei. Doch waren nicht allein sein Gespräch, seine Kenntnisse anziehend, nein, auch seine Persönlichkeit übte einen großen Einfluß auf sie aus. Wenn er von der göttlichen Kunst sprach, schienen seine Augen heller aufzuleuchten, seine edlen Züge bewegten sich auf's Lebhafteste und sein ganzes Wesen zeugte von großer Begeisterung. Marie gab sich willenlos dem

Entzücken hin, das ihr seine Worte bereiteten, besonders als er von seiner Absicht sprach, die Kunst und die veredelnden Wirkungen derselben zum Gemeingut aller Menschen zu machen, der Armen sowohl, als auch der Reichen, „denn," sagte er, „die Armen bedürfen der Veredlung, der Verschönerung ihres Lebens mehr wie die Reichen, und deßhalb sollte auch die Kunst mehr für die Armen wirken, wie für die Reichen." Dieses sagte er, ohne zu wissen, daß Fräulein Marie großes Mitgefühl für die Armen hatte, und war daher sehr erstaunt, von ihren eignen Lippen zu vernehmen, daß auch dieses Endziel der Kunst ihr stets vor Augen geschwebt hatte.

Laß die Kunst und die durch sie hervorzurufende Berührung und Erweckung der edleren Saiten des Menschenherzens ein Gemeingut werden, dann werden Aufklärung und Fortschritt ihre Bahn schon halb gebrochen vorfinden. In diesem Satze war die Ueberzeugung beider ausgedrückt, und sie wandten sich an den Major, um auch seine Ansicht darüber zu erfahren; aber sie hofften vergebens auf seine Zustimmung. Der Major wollte von Aufklärung und Fortschritt nicht viel wissen. Die Kunst sei wohl schön und erhaben, denn sonst hätten in früheren Zeiten Könige, Fürsten und Päpste die Künstler nicht so gefeiert und mit Ehrenzeichen geschmückt, wie dies einem Leonardo da Vinci, einem Rubens, Michel Angelo, Murillo, Albrecht Dürer, oder einem Holbein zu Theil wurde; dies bedeute aber auch, daß Kunst zur Verherrlichung fürstlicher Thaten, zur Verewigung guter Landesfürsten und zum Lobe Gottes bestimmt sei, während die sogenannte Aufklärung der Massen ein ver-

derbliches und tadelhaftes Unternehmen ſei, das von einem alten Krieger und treuen Diener ſeines Königs keine Unterſtützung zu erwarten habe. Major von Gablenz erinnerte ſich der ſchweren Zeiten, die Frankreich in den Jahren von 1793 bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts durchzumachen hatte, der Volksaufſtände in Paris, Bordeaux und den größeren Städten, der Gefräßigkeit der Guillotine, die ſelbſt Königsblut nicht verſchmähte, und ſein Geiſt, der ſonſt ſo ſcharf und klar blickte, wo es galt militäriſche Aufgaben zu löſen, konnte es nicht vermeiden, all dieſe Unruhen und Gräuelthaten als die Wirkungen und Folgen der ſeit Voltaire's Zeiten begonnenen Aufklärungs- und Fortſchrittsverſuche zu bezeichnen. Sein Herz ſchlug für ſeinen König, ſeinen oberſten Befehlshaber, und hatte deßhalb für Aufklärung keinen Platz mehr. Dieſe neuen Ideen hatten auch in Deutſchland angefangen um ſich zu greifen, und obwohl von Gablenz wußte, daß ſeine Nichte denſelben huldigte, ſo trug er es ihr doch nicht nach. Hermann Freiwald war ein Künſtler, war jung und begeiſtert, und ſchien ſeiner Nichte zu gefallen, und das verſöhnte den Major mit ſeinen ausgeſprochenen freiſinnigen Anſchauungen.

Hermann nahm nach einer Weile vom Major und Fräulein Marie Abſchied, nachdem der erſtere ihn eingeladen hatte, bei Beginn des Frühlings ſie in ihrer ſchönen Heimath zu beſuchen. Dieſe Einladung wurde bereitwilligſt angenommen. Einige Tage ſpäter rollten der Major und ſeine Nichte leichten Herzens im ſchweren Poſtwagen ihrer Heimath zu. Das Leben und Treiben der Hauptſtadt hatte beiden wohl gefallen, doch ſie

sehnten sich trotz aller Vergnügungen wieder nach der Ruhe des einfachen Landlebens, dem nützlichen, in sich selbst abgerundeten Stillleben ihrer kleinen Heimath, die für sie doch immer der Lieblingsaufenthalt blieb. Da war das Marienstift, die Schule, die Fräulein Marie gegründet hatte, und deren Wohl und Wehe ihr sehr am Herzen lag, da waren alle die Kinderchen, groß und klein, die zu Marien wie zu ihrer Pflegemutter emporsahen, und da war auch ihr kleines Stübchen mit den weinumrankten Fenstern und der weiten schönen Aussicht über Berg und Thal, in dem sie ihre Musestunden dem Zeichnen und Malen widmete. Wie freute sie sich schon auf die ruhigen Stunden, die sie in ihrem kleinen Kunsttempel zubringen würde, wie freute sie sich auf die lächelnden Gesichter ihrer kleinen Zöglinge. Marie war eines jener glücklichen Wesen, die nach dem Wahlspruche handeln: „Indem wir Anderen Freude bereiten, kehrt die Freude in unser Herz zurück;" die wenigen Menschen, die im Freude machen Freude finden, sind der höchsten Achtung und Liebe ihrer Mitmenschen werth.

Der Postwagen rollte, von vier muthigen Braunen gezogen, von Dorf zu Dorf, über Stock und Stein, oder besser gesagt, über Schnee und Eis, denn seit einigen Tagen schon hatte der Winter seine Herrschaft angetreten und die Landschaft mit einer Schneehülle zugedeckt, die all den Blümchen und Würzelchen das Schlafen erleichtern sollte, denn nun konnte ja nichts mehr ihre Aufmerksamkeit auf sich lenken.

Die Pferde wieherten und stießen große Dampfwolken aus ihren Nüstern, als ob sie damit schon das Herannahen der

Dampfwagen verkünden wollten; der Kutscher (Postillon) knallte mit der Peitsche, und wenn er durch ein Dorf kam, setzte er sein Waldhorn an den Mund und blies ein lustiges Stücklein, ein Lied vom treuen Kameraden, oder vom Liebchen fein, das blauäugig und blondlockig, wie eine Tanne schlank, stets ihm vor den Augen stand. Rastlos ging es weiter, bis Mittag heranrückte und in einem größeren Orte ein längerer Aufenthalt gemacht wurde, um eine Mahlzeit einzunehmen, Pferde zu wechseln und die müden Glieder zu strecken. Mit frischem Vorspann ging es dann weiter; die Sonne, die sich bisher immer hinter dunkeln schneebeladenen Wolken versteckt gehalten hatte, brach nun endlich auch aus denselben hervor und warf ein Meer vom glänzendsten Lichte über die schneebedeckten Felder und Wiesen, die wie mit Edelsteinen besäet funkelten, und über die düsteren Tannen, die wie von Krystall gemacht aussahen. Näher und näher rückten sie ihrer Heimath, und als die Sonne ihre letzten Strahlen auf die Erde warf, tauchte die Spitze des Kirchthurms goldglänzend im Sehkreise auf; wenige Minuten nur, und der Postwagen hielt vor ihrem Hause, wo Susanne, des Majors alte Haushälterin, sie mit Freuden begrüßte.

Am darauffolgenden Tage empfingen Herr von Gablenz und Fräulein Marie ihre Freunde, die nicht nur sie wiedersehen wollten, sondern auch begierig waren, die Neuigkeiten der Hauptstadt aus ihrem Munde zu vernehmen; es dauerte einige Tage, bevor Marie Ruhe genug bekommen konnte, um ihre Lieblingsbeschäftigungen wieder aufzunehmen.

Zuerst kam die kleine Kunstgeschichte an die Reihe, die nun

ganz fertig gemacht werden sollte, dann wollte sie fleißig zeichnen und malen, ohne jedoch der Haushaltsobliegenheiten zu vergessen. Die Kunstgeschichte ging langsamer von der Hand, als der Major es erwartet hatte. Er saß in seinem Lehnstuhl, las und rauchte, während seine Nichte emsig schrieb. Oftmals jedoch beobachtete er, wie seine Nichte vom Schreiben ruhend, die Feder spielend in der Hand haltend, die Blicke in die Ferne wandern ließ, als ob sie vergangene Bilder wieder vor ihre Augen zurückrufen wollte, oder Gedankengespräche mit entfernten Personen führte. War es ein Wunder, daß sie beim Schreiben der Kunstgeschichte das Bild des Künstlers vor sich treten sah, daß sie sich seiner begeisterten Worte erinnerte und seine Stimme wieder in ihren Ohren klang? Sie schwelgte in ihren Rückerinnerungen und hoffte auf die Zukunft. Tage vergingen, Wochen und Monate; der Winter lag in den letzten Zügen, die herrliche Frühlingssonne lockte die zarten Schneeglöckchen aus ihrem langen Schlafe heraus; dann kamen die Vögelchen wieder vom Süden zurück, und sangen und zwitscherten, daß es eine Freude war zuzuhören.

Des Majors Haus ist von einem großen Blumen- und Obstgarten mit zierlichen Hecken umgeben, Beete, von Immergrün umzäumt, ziehen sich durch den Garten, und eine schöne große Laube, von einer großen Traueresche geformt, ist am Ende desselben, wo eine kleine Thür in die Wiesen und Wälder führt, die sich weit hinter dem Hause dahinstrecken. Die warme Morgensonne zieht die Feuchtigkeit aus der Erde, und die Gänge zwischen den Beeten und unter den Bäumen sind wie mit einem

Teppich von weißen und rosafarbigen Blättchen der Apfelblüthen besäet. Die Bäume sind alt und knorrig und sehen mit ihren eigenthümlich gekrümmten und gewundenen Aesten, mit ihren moosbewachsenen Stämmen fast ehrwürdig aus. Wie die sanften Sonnenstrahlen durch die Zweige brechen und sich zärtlich an den grünenden Sammet des Rasens anschmiegen, wie sie leicht tanzend die alten Mauern vergolden und dem epheubewachsenen Hause ein fröhliches und anheimelndes Aussehen geben! Die Luft ist so still und ruhig, daß das Summen der Bienen und das Hummen der Horniſſe fast wie ferne und doch laute Töne klingen, während das Gezwitscher und Piepen der unter den Dachvorsprüngen sich heimisch machenden Spatzen fast überwältigend auf die Sinne eindringt. Von der Ferne her hört man das Blöken der Lämmer, die sich lustig im Grase der nahliegenden Wiesen herumtummeln, und sich grade so wie die vernünftigeren Menschen dieses prachtvollen Aprilmorgens erfreuen, dessen Lob auch der Kukuk da drüben im Walde mit lauter Stimme singt. Die Natur ist aus ihrem Schlafe erwacht und, wie ein frisches kleines Kindlein, wird von Stunde zu Stunde schöner und lebhafter, bis die Kindheit des Frühlings in die Jugendzeit des Sommers und das reife Mannesalter des Herbstes übergeht. O, wie schön ist doch die Welt, wie herrlich sind ihre Gaben! Marien's Herz war voll von unaussprechlicher Dankbarkeit zu dem Schöpfer aller dieser Wunder, dem großen Geist, der die Natur so schön gemacht, dessen Schalten und Walten uns armen Sterblichen so unbegreiflich, so unfaßbar ist, dessen Allmacht wir aber bei der

Betrachtung ſeiner Werke um ſo mehr zu erkennen und zu ſchätzen vermögen.

Der Geiſt ſchwebte über den Gewäſſern, bevor das Gebot ertönte: „Es werde Licht!“ und jetzt, als das Licht ward, kann die eindrucksfähige Menſchenſeele noch immer das mächtige Rauſchen der Flügelſchwingen jener großen und ordnenden Willenskraft vernehmen, die da ſagt: „Ich bin die Wahrheit und das Leben.“

Fräulein Marie wanderte langſam zwiſchen den Blumenbeeten herum, ſorgſam alle kleinen Plätze merkend, die zum Verſteck von Oſtereiern dienen konnten, denn morgen iſt Oſterſonntag! Morgen werden alle ihre kleinen Lieblinge mit Freudenrufen in den Garten geſtürzt kommen und mit Luſt und Eifer die mit Naſchwerk gefüllten Oſtereier ſuchen, welche Marie vorher in den Büſchen und unter den Pflanzen im Garten verſteckt hatte. Das wird eine Freude geben. Marie war ſo eifrig mit dem Verſtecken der kleinen Gaben beſchäftigt, daß ſie weder Auge noch Ohr für das zu haben ſchien, was um ſie herum vorging. Sie bemerkte nicht, wie ſich das kleine Pförtchen am Ende des Gartens öffnete und eine hohe männliche Geſtalt durch daſſelbe in die große Eſchenlaube trat, die von dieſem Punkte aus den Garten mit eifrigem Auge zu erforſchen ſuchte, bis der Blick an die gebückte Geſtalt eines blauäugigen, blondhaarigen Mädchens gefeſſelt ſchien. Marie hört den leiſen, elaſtiſchen Schritt des Mannes nicht, als er über den ſanften Raſen ihr zuwandelte, und fuhr erſchrocken in die Höhe, als plötzlich ein herzliches ton- und gemüthvolles

„Glückauf zum schönen Osterfeste" ihr entgegentönte. Ihr furchtsamer Blick traf das freundlich erröthende Antlitz Hermann Freiwald's, des Künstlers. Lächelnd schritt sie auf ihn zu, reichte ihm ihr kleines Händchen zum Gruße und bewillkommte ihn in ihrer Heimath wie einen Bruder, der von einer langen Reise zurückgekehrt. Dann führte sie ihn durch den Garten dem Hause zu, um ihrem Onkel eine freudige Ueberraschung zu bereiten. — Schön willkommen, lieber Herr Freiwald, rief ihm der Major zu, als er ihn erblickte; das heiße ich Wort halten! Sie sind ein braver Mann und Ihr Besuch freut mich um so mehr, da Sie gerade zum Osterfeste kommen; Ihr Künstlerauge soll uns gut zu Statten kommen in der Ausführung unseres Planes; Marien's Pflegekinder sollen heute die Ostereier suchen, die der Has' für sie gelegt hat; wir haben schon mehrere Schlupfwinkel gefunden, die sich für diesen Zweck eignen; wenn Sie uns mit Ihrem gütigen Rath beistehen wollen, so wird die Freude um so größer, da ich lebhaft überzeugt bin, daß Ihr angeborner Kunstsinn, Ihre Begeisterung für die Schönheiten der Natur und namentlich Ihre Vorliebe für die zarten Kinderseelen uns kräftig unterstützen werden in der Aufrechterhaltung der kindlichen Einfalt und des wahren Glückes in der Kinderwelt. Nach eingenommener Mahlzeit ging Fräulein Marie von Herrn Freiwald begleitet in den Garten, um schleunigst die nöthigen Vorbereitungen zu vollenden, hier ein Nestchen zu bauen, dort ein kleines Gebüsch zu verwerthen zum Versteck der Gaben, anderwärts durch ein anscheinendes Merkmal die Kinderchen anzulocken und vielleicht auf einen Augen-

blick (momentan) irre zu leiten, um zu erneutem Suchen anzuspornen u. s. w.

Der Major hatte mittlerweile sein kurzes Nachmittagsschläfchen gemacht und kam erfrischt und gestärkt durch die Ruhe in den Garten, seinerseits die trefflichen Ausführungen bewundernd, während Herr Freiwald und Fräulein Marie in eifrigem Gespräch zwischen den Blumenbeeten einhergingen, allem Anscheine nach sie persönlich betreffend, oder vielleicht ein spezielles Gewicht legend auf die Deutung der Blumensprache, die sie gerade fesselte.

Ein lautes Rufen und Jauchzen in der Ferne bekundete das Herannahen der Kinder, die sich, als sie ihre Wohlthäterin erblickten, wetteifernd in Marien's Arme stürzten, ihr zum Ostergruß kleine Sträußchen überbrachten und scheu zu Herrn Freiwald hinaufblickend, an ihm vorbei auf den Herrn Major zugingen und ehrfurchtsvoll ihre kleinen Händchen zum Gruße darboten. — Willkommen! Ihr lieben Kinder, sagte er, nun suchet, was Euch der Has' gelegt im Garten, aber gebt Acht auf die lieblichen Blümlein und Knospen; sie sind zart wie die Kindlein in der Wiege, bedürfen der Pflege, des Sonnenscheins und Regens, damit sie wachsen und aufblühen wie die lieben Kinderchen. Damit gab er ihnen das Zeichen zum Aufbruch und nun suchten die Neugierigen überall herum, voller Lust und Wonne, hie und da in lautem Jubel ausbrechend, als sie ein Nest oder ein Versteck erspäht hatten, in ihrer Herzensfreude mit dankender Miene zurückkehrend zu Fräulein Marie, die zu Thränen gerührt vor Wonne über das Glück ihrer lieben Gäste

vor ihnen stand, sie umarmte und herzte. Man versetzte sich allgemein in die Kinderjahre, Alt und Jung begann zu spielen auf dem schönen Rasen; Hermann Freiwald war in seinem Element unter den Kindern, spielte mit ihnen „blinde Kuh“ und andere Gesellschaftsspiele, sich selbst vergessend gleichsam ein Kind unter Kindern, ein neuer aber desto willkommenerer Spielgenosse, allgemeinen Beifall erregend. Gegen Abend wurden die kleinen Gäste in's Haus eingeladen, wo Fräulein Marie unter Klavierbegleitung einige Kinderlieder anstimmte, in welche die muntere Gesellschaft fröhlich einfiel. — Das Abendglöcklein ermahnte die Kinder zum Aufbruch, Eltern und Freunde holten sie ab und die beglückte Jugendschaar nahm dankend Abschied von Marie, die ihnen nochmals ihren Segen ertheilte. Hermann Freiwald's schaffender Geist benützte diese Gelegenheit, als eine aus dem Leben gegriffene Scene, als Grundlage zu einem großen Gemälde, unter dem Titel „die Osterfeier,“ das späterhin auf der Ausstellung im Museum zu Berlin unter den Kunstkritikern und Sachverständigen mit entschiedener Anerkennung hervorgehoben wurde.

Die academischen Behörden der Kunstschule ernannten ihn zum Ehrenmitglied; die königliche Commission (i. e. der Rathsausschuß) übersandte ihm ein Diplom nebst Preismedaille und die offiziellen Kunstberichte erwähnten seiner rühmlichst. Fräulein Marie erschien auf diesem Gemälde als Pflegerin unter ihren lieben Kindern naturgetreu, wie sie lebt und schwebt, mußte also jedenfalls Herrn Freiwald die Erlaubniß gewährt haben, ihre Gesichtszüge und ihre Gestalt, d. h. ihr ganzes

Weſen genau zu beobachten, um ihn in den Stand zu ſetzen, die Hauptperſon in der Gruppe möglichſt treu und ſeinem inneren Wunſche gemäß darzuſtellen. Der vierzehntägige Aufenthalt Freiwald's im Hauſe des Majors gab ſelbſtverſtändlich Anlaß zu näherer Bekanntſchaft, zu gegenſeitigem Verſtändniß der Seelenverwandtſchaft zwiſchen Fräulein Marie und Herrn Freiwald, welche nun zu einer Verlobung reifte. Der Major war ſehr glücklich über die Wahl, welche ſeine Nichte getroffen hatte und ertheilte ihnen bei der Verlobungsfeier vor Freiwald's Abreiſe ſeinen Segen.

Marie war für ihn das Ideal der Vollkommenheit und Grazie; er ſchwärmte für ihr Glück, und ſicherte ihre Zukunft durch ein ſchönes Vermächtniß, in deſſen Beſitz er durch eine Erbſchaft gekommen war. Er ſuchte nach beſten Kräften in ihrem Intereſſe zu handeln, in liebreicher, zartfühlender und freigebiger Weiſe. Nach deutſcher Sitte wurden Verlobungskarten an Freunde und Bekannte geſandt und es entſpann ſich ein reger Briefwechſel; von allerſeits kamen Glückwünſche, Einladungen und Liebesbezeugungen. Der Bräutigam Freiwald drückte den Wunſch aus, ſeine Braut möge nach ſorgfältiger Ueberlegung die Zeit der Verheirathung ſelbſt beſtimmen, damit er ſeine Angelegenheiten darnach einrichten könne. Im kommenden Herbſt ſollte der Bund geſchloſſen werden, im Fall kein unerwartetes Hinderniß ſtattfände. Freiwald begab ſich nach München, um in der dortigen Künſtlerwelt unter gediegenen Kräften ſeine Studien fortzuſetzen. Er trieb mit Vorliebe geſchichtliche (hiſtoriſche) Studien, denen er ſich von nun an mit

großem Fleiße widmete. „Johann Huß im Gefängniß“ war zunächst der Gegenstand, der ihn beschäftigte. Im kommenden Jahre sollte diese Studie nach London versandt werden zu einer Ausstellung, im Fall das Gemälde gebührende Anerkennung fände unter den Kritikern.

Die Natur war nun in herrlicher Farbenpracht, der wunderschöne Monat Mai rückte heran, alles war in voller Blüthe, der Morgenthau gab der Pflanzenwelt ein frisches Aussehen, auf Grashügeln und Wiesen weideten Schaafheerden, der Landmann war vom frühen Morgen bis Sonnenuntergang auf dem Felde beschäftigt mit Ackern, Pflügen, Unkraut ausrotten, säen u. s. w., der Gärtner im Gemüse-, Blumen- und Obstgarten, der Weingärtner im Weinberg, in der Waldwirthschaft wurde alles rege, die vom Süden wiederkehrenden Vögel belebten Wälder und Haine mit ihrem herrlichen Gesang, die Insektenwelt rührt sich wieder, alles ist Leben und erfreut sich der wiedererwachenden Natur, der Invalide wärmt sich im Sonnenlichte, der Greis geht froh an seinem Wanderstabe, die Luft ist balsamisch, der Himmel blau, die Nacht kühl und sternenhell, in der Ferne hört man Gesang und Saitenklang; überall herrscht Friede und Ruhe, Glück und Segen; die göttliche Vorsehung sorgt für jedweden Menschen, der gesund, arbeitsam und friedliebend ist, auch mancher Kranke nähert sich der Wiedergenesung und freut sich des Lebens.

Der erste Mai wird nach üblicher Weise gefeiert mit Aufzügen der Schuljugend, begleitet von Lehrern und Eltern. Auf einem freien Rasenplatze werden Bühnen errichtet, Gedichte

werden vorgetragen von Schulkindern; der Oberlehrer hält gewöhnlich eine Anrede an die versammelte Jugend, ermahnt sie an getreue Pflichterfüllung, an Vaterlandsliebe, an Fleiß und Ausdauer, an den Dank, den wir unseren Eltern und Voreltern schulden für unsere Erziehung, für ihre Fürsorge und Aufopferung, an die Leistungen der großen Männer in geistiger Beziehung, an die hohe Aufgabe der Wissenschaft, der wir unsere Culturzustände verdanken, vor allem aber an Sittlichkeit (Moral), Ehrfurcht und Liebe für alles Gute und Erhabene.

Bei dieser Gelegenheit wurde Fräulein Marie ein Ehrenplatz eingeräumt; der Bürgermeister übergab ihr im Namen der Einwohner ein reichlich geschmücktes Album, eine Dankschrift enthaltend, für ihre Wohlthaten und Dienstleistungen in der Stiftung der Marien-Schule, nebst einem Verzeichniß der betreffenden Namen und einem herzlichen Glückwunsch zu ihrer Verlobung.

Die Kinder streuten Blumen in ihren Weg und ein weißgekleidetes Mädchen von lieblichem Ansehen krönte sie mit einem Myrthenkranze vor der versammelten Gesellschaft, als Sinnbild der hohen Ehre, in der sie von Eltern und Kindern gehalten wurde. Ein dreifaches Hoch erklang von den Beistehenden; Marie war vom Gefühl überwältigt und konnte kaum einige Worte des Dankes aussprechen, als die Musik den berühmten Krönungsmarsch spielte, den sie selbst bei Festlichkeiten öfters auf dem Klavier vorgetragen hatte.

Der Major war indeß zu Hause geblieben und pflegte der Ruhe in der schönen Gartenlaube, seinem Lieblingsaufenthalt

im Sommer; als er aber von dem unerwarteten Ereigniß in Kenntniß gesetzt wurde, that es ihm Leid, daß er nicht beigewohnt hatte. Marie erzählte ihm alles genau und zeigte ihm den aus zarten Händen geflochtenen Kranz und das prachtvolle Album, worauf der alte Herr sichtlich gerührt sie mit inniger Freude umarmte.

Ein Gewitter war im Anzug, sie zogen sich ins Haus zurück, als der Briefträger einen Brief aus München überbrachte; natürlich ließ ihr die Neugierde keine Ruhe, sie mußte erst lesen, was ihr Hermann schrieb, ehe sie an die Hauspflichten denken konnte; es war eine lange Epistel, wie dies gewöhnlich der Fall ist bei Verlobten, aber dennoch voll Interesse und Neuigkeit. Unter Anderem beschrieb Hermann einen Ausflug nach dem benachbarten Nymphenburg, dem bairischen „Versailles," von Künstlern veranstaltet, die Besichtigung des alten Schlosses, der zahlreichen Sehenswürdigkeiten, Freskogemälde, Bildhauerei in Stein und Marmor, die interessanten Wappenschilder in Sandstein gehauen, die Statuen in Erz und Gußeisen, die prachtvollen Verzierungen in reichem Farbenschmuck mit Gold umrahmt, einen Saal mit Waffen verschiedener Zeitalter, den prachtvollen Park und den mächtigen Springbrunnen, eine Nachahmung der herrlichen Wasserwerke zu Versailles, errichtet in der Glanzperiode Ludwig XIV., die Anlagen nach französischem Muster jenes Zeitalters und später erneuert (renovirt) nach dem Muster der englischen Parkanlagen, alles von hohem Werthe für ein Künstlerauge, und schließlich das Leben und Treiben einer volksthümlichen Bauerngesellschaft, die in ihrer

Weise um lange Brettertische herumsaß, sang und zechte, in ihrer malerischen Bauerntracht gekleidet. Nach eingenommener Mahlzeit machte die Künstlergruppe einen Spaziergang durch das anschließende Wäldchen, besprach das historische Interesse der weltberühmten Nymphenburg und ging schließlich heimwärts an dem schönen Hirschpark vorbei, um die niedlichen Thiere zu besehen.

München und seine Umgebung sind so reichhaltig an Sehenswürdigkeiten jeder Art und Gattung, daß man sich ungern davon trennt. Das Volk, d. h. die niedrigen Volksstufen, sind zwar roh und schwerfällig, aber dennoch kernig, stammfest und äußerst gutmüthig, wie die meisten Stämme im Garten (Süden) Deutschlands.

Unter Anderem äußerte Herr Freiwald den Wunsch, einige Tage bei einem Freude in Frankfurt a. M. verweilen zu können, um die noch bestehenden Bauten und Zustände einer vergangenen Zeit in der alten Krönungsstadt selbst zu besehen, wie z. B. das alte Rathhaus, das Reichstagsgebäude, die Kornhalle, die Börse, den alten Stadttheil mit seinen engen Straßen und hohen altmodischen Giebeldächern und Erkern, vor allem aber das Haus, in welchem Goethe seine Knabenjahre verbrachte.

Zu jener Zeit fanden noch alljährlich die herkömmlichen und längst volksthümlich gewordenen Messen zu Frankfurt und Leipzig statt, erstere im Frühjahr und letztere im Spätjahr, auf welchen Waaren der verschiedensten Gattungen und von allen Gauen Deutschlands und des Auslandes, in hölzernen Buden, zu diesem Zwecke errichtet, zum Verkauf ausgestellt waren.

Das bunte Treiben der Menge, welche sich an diesen Buden aufhielt, um Einkäufe zu machen oder um ihre Neugierde zu befriedigen, die verschiedenen Volksschichten und Nationalitäten (Völkerschaften), das lebhafte Durcheinander, alle diese Dinge boten einen interessanten Anblick dar und gewährten dem stillen Beobachter einen tiefen Einblick in die bunte Welt, umsomehr dem Künstlerauge, das bald hier, bald dort Gruppen entdeckte, die sich vorzüglich zu einer Genre-Malerei eigneten. Frankfurt lag ungefähr in der Mitte zwischen München und der Heimath des Majors, und Marie meinte, es wäre eine gute Gelegenheit ihren Bräutigam zu überraschen, wenn sie auf ein paar Tage nach der Frankfurter Messe gingen, ein Vorschlag, den der Major billigte, weil er selbst nähere Bekannte in Frankfurt hatte. Die schlaue Braut wußte es so einzurichten, daß Freiwald bei diesem unerwarteten Zusammentreffen zugleich einer dringenden Einladung folgen mußte, mit ihnen nach Hause zurückzukehren, um der binnen acht Tagen stattfindenden Geburtstagsfeier ihres Onkels beizuwohnen. Sie bat ihren Bräutigam um seine Adresse in Frankfurt und befürwortete seinen Ausflug dorthin auf's Kräftigste unter dem Vorwande der günstigen Gelegenheit für Genre-Studien.

Die beabsichtigte Ueberraschung war erfolgreich; Marie war überglücklich als sie am Arme ihres Geliebten in den herrlichen Anlagen des berühmten Palmgartens spazieren ging, während das Orchester den vielgepriesenen Hochzeitsmarsch Mendelsohn's spielte und sie mit lächelnder Miene ihrem lieben Hermann andeutete, daß im folgenden September bei ihrer Trauung der-

selbe Marsch von der Orgel in der dortigen Kapelle ertönen werde.

Die Verlobten hatten selbstverständlich während ihrem kurzen Aufenthalte in Frankfurt nur die Hauptsachen besichtigt; ihre persönlichen Angelegenheiten waren ja weit wichtiger für sie unter den jetzigen Umständen und man konnte späterhin in Frankfurt nähere Bekanntschaften machen. Die Rückreise wurde nach einigen Tagen angetreten; der Major war in bester Laune und scherzte mit seiner Nichte und ihrem Bräutigam; er war herzlich froh, daß Marie den guten Einfall hatte, ihn zu seinem Geburtsfeste einzuladen. Während seiner Abwesenheit waren die nöthigen Vorbereitungen getroffen worden, um dieses Familienfest recht anzüglich und gemüthlich zu machen. Das Wohnzimmer war mit Guirlanden von Immergrün geschmückt, in deren Krümmungen passende Worte und Wahlsprüche, theils im Druck und theils aus Moos und Blumen gemacht, angebracht waren, wie z. B. „Heil unserem Kriegshelden" — „Dem Verdienste seine Krone" — „Glück auf" — „Der Major lebe hoch" — u. s. w.

Herr Freiwald überreichte dem alten Herrn eine Skizze, die ihn an die Schweizer Tour erinnerte. Marie hatte dieselbe für diese Gelegenheit aufbewahrt und niedlich einrahmen lassen; sie selbst beglückte ihn mit einer prachtvollen Stickerei auf einem Sophakissen angebracht.

Von allen Seiten kamen Glückwünsche, Briefe, kleine Andenken und sogar eine Gratulation vom Ministerium im Auftrage seiner Majestät des Königs, bei dem er in gutem

Andenken stand und der ihn mit dem jüngst gestifteten Veteranenorden beehrte. Diese neue Auszeichnung von Seiten seines hochverehrten Monarchen steigerte sein Glück auf's Höchste. Nach eingenommener Mahlzeit folgten die üblichen Toaste zum Wohl des Gefeierten nach deutscher Sitte. Der Kaffee wurde in der lieblichen Gartenlaube aufgetragen; das schöne Wetter und die reine Luft trugen zur Verherrlichung des Festes bei; Hermann Freiwald's unverwüstlicher Humor versetzte die Gesellschaft in eine freudige Stimmung und ermunterte allgemein. Die Aufregung, verursacht durch die vielen Freudenbezeugungen, die Ueberraschungen und das Glück seiner lieben Nichte ermüdete den Major gegen Abend, so daß er sich nun nach Ruhe sehnte, denn er hatte heute kein Schläfchen gemacht; er zog sich daher zurück und legte sich frühzeitig zu Bett, während die Verlobten nach dem Wahlspruch: „den Glücklichen schlägt keine Stunde," noch einige Stunden gemüthlich mit einander plauderten über die nächste Zukunft, ihren Wohnsitz nach der Vermählung, die Einrichtung in der neuen Heimath, die Verpflegung ihres lieben Onkels in derselben, denn er mußte mitziehen, u. s. w.

Freiwald gab Berlin den Vorzug unter sämmtlichen Hauptstädten Deutschland's, weil die preußische Regierung dahin strebte, der Kunst und Wissenschaft möglichst große Vortheile angedeihen lassen durch Berufung anerkannter Fachmänner von hohem Rufe, deren Leistungen und Werke in gebildeten Kreisen und namentlich unter Fachgenossen anerkannt und bewundert wurden. Preußens Wiedergeburt unter dem zaghaften Friedrich Wilhelm III. (nach den großen Niederlagen und De-

müthigungen durch Napoleon) zu Stande gebracht durch den Scharfsinn und die Tapferkeit großer Staatsmänner und Feldherrn, wie ein Stein, Gneisenau, Blücher, Klausewitz und York u. a. m., hatte großes Vertrauen erweckt in ganz Deutschland auf die Befähigung dieses damals noch kleinen Staates, eine große Zukunft anzustreben, zunächst für sich selbst und dann zu Gunsten der gesammten deutschen Mächte; die Beschaffenheit der politischen Verhältnisse gestaltete sich nach und nach derart, daß man mit Zuversicht in Preußen den Musterstaat erkannte, durch den das Germanenthum wieder zur Großmacht erhoben werden könne späterhin, was selbstverständlich die geistige Entwicklung des Volkes mit in sich schließt. Nicht nur in militärischer Hinsicht, nein, wie gesagt auch auf dem Felde der Wissenschaft und ihrer treuen Schwester, der Kunst, wurde mit Fürsorge und treuer Pflege vorwärts geschritten, so daß Berlin mit Leipzig wetteiferte in der Ausdehnung, Vermehrung und Hebung seiner Hauptkräfte auf der Universität, und mit München, Wien, Dresden und Düsseldorf in der Entwicklung seiner Kunstschule und seines berühmt gewordenen Museums. Diese Thatsachen bestimmten Hermann Freiwald zur Wahl Berlin's als zukünftigen Wirkungskreis.

Der Major stimmte dieser Ansicht freudig bei, jedoch unter der Bedingung, daß die alte Heimath beibehalten werde und zum Sommeraufenthalt auserlesen werden möge. Es fiel ihm schwer, sich von dieser reizenden Gegend und von den zahlreichen Freunden zu trennen, wo er so lange gelebt und so viele Freuden erlebt hatte.

Der Juni war indeſſen herangerückt, der Major nahm eine Einladung an, in einer benachbarten Stadt als Preisrichter einem Scheibenſchießen des Schützenbundes beizuwohnen, das alljährlich in verſchiedenen Gauen Deutſchlands ſtattfindet; die Hauptſchützen der zahlreichen Geſellſchaften kommen zu dieſem Nationalfeſte von nah und fern, neuere Geſchoſſe werden erprobt; nach einem Aufzug durch die Stadt mit Muſik bewillkommt der betreffende Präſident der Geſellſchaft die Gäſte; in dem Schützenpark iſt ein reges Leben und Scheibenſchießen von Morgens bis Abends; unter jubelndem Beifall überreichen die Richter den erfolgreichſten Schützen die Preiſe, theils in baarem Gelde, theils in Waffen und theils in Pokalen und Jagdhörnern beſtehend. Schweizer, Tyroler, Alpenjäger und überhaupt Gebirgsbewohner zeichnen ſich gewöhnlich am meiſten aus bei ſolchen Feſten; ſie ſind kernfeſte, kräftige Naturmenſchen, üben ſich frühzeitig im Schießen und Jagen, haben ein ſcharfes Auge und eine ſichere Hand.

Fräulein Marie war unterdeſſen beſchäftigt mit der Vervollkommnung ihrer Garderobe; die Ausſchweifungen der Mode waren ihr zuwider, aber ſie kleidete ſich ſtets mit Geſchmack und wohlanſtehend. Ihre Anſprüche waren beſcheiden, ihr Kunſtſinn verhalf ihr jedoch zur Wahl des Paſſendſten, ſie vermied ſorgfältig das Grelle und Auffallende in der Farbenmiſchung, legte aber deſto mehr Gewicht auf den Schnitt, auf den Faltenwurf und auf das Gleichgewicht in der ganzen Erſcheinung; ihre Kleidung war einfach und dennoch geſchmackvoll, ihr Gang elaſtiſch und natürlich, ihre Geberden ſittlich und ungezwungen,

ihr Auftreten naiv und anziehend. Im Tragen von Juwelen und Schmuckſachen bekundete ſie gleichfalls Beſcheidenheit, Ebenmaß und Takt.

Ende Juli waren ſämmtliche Vorbereitungen getroffen; Hermann Freiwald hatte vierzehn Tage im bairiſchen Hochgebirge zugebracht mit ſeinen Fachgenoſſen und begab ſich dann nach Berlin, um die neue Heimath, welche ſich in einem ſchönen Stadttheile befand, zu möbliren und mit künſtleriſcher Hand einzurichten. Ein kleiner Anbau mit Glasdecken an der Südſeite des Hauſes war zu einem Gewächshauſe für Marien beſtimmt; ein ſchmaler Gang führte vom Wohnzimmer in daſſelbe. Freskomalereien ſchmückten die Zimmer und Gänge des lieblichen „Heim.“ Die Bücherſchränke im Arbeitszimmer enthielten die Meiſterwerke der deutſchen, engliſchen und franzöſiſchen Litteratur; auserwählte Stahlſtiche und Oelgemälde, Portraits, Aquarellen und Photographien zierten die Wände, obenauf im Studio (Atelier) waren allerſeits Studien, Zeichnungen in Blei und Kreide, Bruchſtücke von verſchiedener Gattung, Genrebilder und geſchichtliche Gegenſtände, Scenen aus dem Leben gegriffen, in Oel gemalt, kurz ein förmliches Labyrinth der Kunſt, eine kleine Galerie, in Gruppen geordnet.

Das Wohnzimmer des Majors war im unteren Stockwerk, einfach möblirt nach dem Wunſche eines alten Kriegers, aber dennoch mit gebührender Bequemlichkeit ausgeſtattet für den alten Herrn; in der einen Ecke ein Glasſchrank für die Waffen und Siegeszeichen im Beſitze des Majors, in der anderen eine Büſte Friedrich des Großen; über ſeinem Schreibtiſch das

Bild seines im Felde gefallenen Bruders, an der gegenüberliegenden Wand die schön eingerahmte Stickerei Marien's, rechts und links Familienbilder der Seinigen. Das Besuchzimmer war gleichfalls einfach aber geschmackvoll eingerichtet. Auch für die treue Haushälterin hatte Freiwald gesorgt, ein niedliches Zimmer in der Nähe Marien's, auf's Bequemste möblirt und mit Schränken versehen zur Aufbewahrung von Kleidung und Leinwand, war ihr zugedacht. Nun war alles bereit zum Einzug; die entscheidende Stunde der Vermählung rückte heran und Freiwald erschien zur bestimmten Zeit.

Nur wenige Bekannte waren eingeladen in's Haus; die Trauung wurde in der Dorfkirche vollzogen. Marien's Pflegekinder kamen mit ihren Eltern; nach empfangenem Segen umarmte sie ihre lieben Zöglinge und entließ sie mit dem Versprechen, daß sie im Frühling wieder kommen und den ganzen Sommer daselbst zu verweilen beabsichtige. Die neu Vermählten unternahmen eine vierwöchentliche Hochzeitsreise nach Paris und Rom; Freiwald's Erfahrungen auf einer früheren Reise dorthin kamen ihm nun gut zu Statten; Frau Freiwald folgte mit großem Interesse den Erklärungen ihres Mannes bei den Sehenswürdigkeiten; die Kunstschätze nahmen sie selbstverständlich am meisten in Anspruch, doch wurden auch Theater und Opern besucht und andere Vergnügungen mitgemacht.

Der gute Onkel fühlte sich verlassen und einsam nach ihrer Abreise, aber das Glück seiner Nichte versöhnte ihn mit seinem Zustande, umsomehr, da er mehrere Briefe von ihr erhalten hatte, in denen Madame Freiwald mit innigem Dankgefühl

seine Herzensgüte rühmte, ihr Glück ihm zuschrieb und ihren geliebten Mann als seines gleichen hinstellte. Auf der Heimreise kamen sie durch Süddeutschland, hielten sich ein paar Tage in Stuttgart, der Hauptstadt des gemüthlichen Schwabenlandes auf, wo der Süddeutsche Sängerbund gerade tagte. Fünfhundert Sänger betheiligten sich an einem großen Concert, das bei dieser Gelegenheit gegeben wurde, ein nie zu vergessender Hochgenuß für Herrn Freiwald und seine Gemahlin; die Solosänger waren Künstler ersten Ranges und der Chor bezauberte die Zuhörer durch seinen herrlichen Vortrag.

Am folgenden Tage fuhren sie durch die berühmte Allee nach Canstatt am Neckar, wo zu dieser Zeit das berühmte Schwabenvolksfest abgehalten wurde. Das bunte Durcheinander aller Volksstufen, das fröhliche Gelage verschiedener Gruppen erinnerte sie an die Volksmenge in der Frankfurter Messe, mit dem Unterschiede, daß hier die Producte des Ackerbaus und der Industrie unter freiem Himmel zur Schau getragen werden. Die malerischen Bauerntrachten der ganzen Umgegend, das geschäftige Wesen der Handwerker bei ihren Maschinen und Werkzeugen, die jubelnde Menge hier und dort unter freiem Himmel nach ihrer Weise zechend, das Vergnügen der Tanzlustigen auf dem grünen Rasen, alle diese Dinge waren für die Uneingeweihten sehenswerth und belehrend, insofern sich das Wesen dieser süddeutschen Volksmassen typisch unterscheidet von den Sitten und Gebräuchen dieser Volksstufen im Norden.

Das glückliche Ehepaar war nun in der neuen Heimath angelangt; Madame Freiwald war hoch erfreut über die schöne

Einrichtung; nachdem sie alles sorgfältig geprüft hatte, fiel sie ihrem theuren Hermann um den Hals und dankte ihm auf's Wärmste für seine Fürsorge. Nun begann ihr Walten und Schalten als Hausfrau an ihrem eigenen Herde; jetzt galt es, ihre Kochkunst zu verwerthen; eine gute Hauskost genügte ihrem Manne vollkommen, denn er war mäßig in seinen Ansprüchen, lebte am liebsten einfach und bescheiden; nur wenn Gäste kamen, erlaubte er sich, länger als eine Stunde bei Tisch zu verweilen; bei schönem Wetter ging er vor dem Essen ein halbes Stündchen in die frische Luft, aber erst gegen Abend, wenn es dunkel wurde, unterbrach er seine Arbeit auf längere Zeit, hie und da Besuche machend und empfangend, oder in Familienkreisen einen gemüthlichen Abend verlebend. Gewöhnlich wurde indessen Abends gelesen, musicirt, Karten oder Schach gespielt; mitunter verbrachte er auch einen gemüthlichen Abend im Künstlerclub unter seinen Fachgenossen und Freunden. Ein Mal wöchentlich ging er mit seiner Frau in's Theater oder in die Oper; auf diese Weise führten sie ein ruhiges und dennoch geschäftiges Leben, ohne Zwang, ohne Umstände, aber trotzdem standesgemäß und geistig rege.

Nachdem der Major noch einen Monat in aller Ruhe in der alten Heimath zugebracht hatte, trat er seine Reise nach Berlin an und langte glücklich bei den Seinigen an. Seine Nichte hatte ihm die neue Heimath schon längst beschrieben, allein er fühlte sich dessenungeachtet äußert angenehm überrascht, als er sich umsah; sein eigenes Zimmer gefiel ihm namentlich gut; der bequeme Lehnstuhl zum Liegen oder Sitzen eingerichtet nach

Belieben, der Waffenschrank, der Zeitungsbehälter für ihn, der so eifrig die Leitartikel in der Kölnischen, der Augsburger Allgemeinen und der Norddeutschen Zeitung (damals die Hauptblätter) las, so praktisch angebracht, der zum Drehen eingerichtete Bücherschrank, die Familienbilder so passend und rückerinnernd in der nächsten Umgebung, kurz und gut die Gesammteinrichtung war ihm höchst willkommen und berührte ihn auf's Angenehmste. Alles was Liebe und Aufopferung bewerkstelligen konnten, wurde treulich an ihm ausgeführt von Seiten seiner Verwandten.

Freiwald machte sich nun wieder an seine Arbeit; die jüngsten Erlebnisse gaben ihm frischen Muth zur Ausführung neuer Aufträge, die er übernommen hatte; in der Kunstwelt war sein Name rühmlichst bekannt geworden, seine Stellung als Künstler ersten Ranges war gesichert, Talent, Fleiß und Ausdauer schufen ihm einen wohlverdienten Ruf; als biederer Jünger der Kunst huldigte er dem Triebe seines Genies, vermied sorgfältig jedwede Arbeit, die ihm Zwang auferlegte und malte nur dann, wenn der Gegenstand, der ihn beschäftigte, seiner Auffassung gemäß gründlich durchdacht war, nachdem er die nöthige Kenntniß dazu erworben hatte durch fleißiges Studium, durch Berathung anerkannter Fachgenossen und Kunstkenner u. s. w.

Eines Tages kam seine Frau ganz aufgeregt und beklommen zu ihm, während er den Umriß zu einem historischen Werke zeichnete; was ist dir, liebe Marie, fuhr er erschrocken auf, als er ihr blasses Antlitz gewahrte; — komm schnell herunter, sagte sie, der Onkel ist eben in's Haus gebracht worden von zwei

Dienſtmännern, er iſt hingefallen und hat ein Bein gebrochen, ich bin beinahe in Ohnmacht gefallen vor Schrecken; der alte Herr hatte einen Fehltritt gemacht als er auf ſeinem Spaziergange dicht an einem Graben vorbeiging und war hinabgeſtürzt. Gleichzeitig mit Freiwald und ſeiner Frau trat auch ſchon der eiligſt herbeigerufene Arzt in's Zimmer, ließ den alten Herrn in's Bett bringen und unterſuchte den Bruch am rechten Bein. Der alte Krieger war durch die Erſchütterung eine Weile bewußtlos geworden, aber als er wieder zu ſich gekommen und von den Seinen umgeben war, meinte er, es wäre ihm unbegreiflich, daß man auch im tiefen Frieden zu Schaden kommen könne, wäre ihm dieſes Unglück im Felde zugeſtoßen, ſo hätten die Wundärzte wohl dafür geſorgt, daß er baldigſt ein hölzernes Bein angeſchnallt bekäme, wie dies in Feldlazaretten häufig geſchehe, jetzt müſſe er noch in ſeinen alten Tagen mit einem „geflickten“ Beine herumzappeln; trotz ſeiner Schmerzen machte er dieſe Bemerkung mit lächelnder Miene, ſo daß die Beiſtehenden unwillkürlich mitlächeln mußten.

Das lange Liegen, ohne ſich bewegen zu können, machte den Major ſehr nervös, man verſuchte alles mögliche, um ihn zu beruhigen, ſeine Nichte und ihr Mann, die Krankenwärter, der Arzt, ſie alle bemühten ſich, durch treue Pflege, durch ſtillende Mittel, durch Vorleſen u. ſ. w. ihn in einen erträglichen Zuſtand zu verſetzen, aber es half nichts, ſein hohes Alter erſchwerte die Heilung bedeutend, er wurde ſchwächer und ſchwächer, die Verdauung war ſchlecht, der Schlaf unruhig und häufig unterbrochen, das Eſſen ſchmeckte ihm nicht mehr, er

wurde steif und unbeholfen; dazu gesellte sich noch zuletzt ein Fieber, er war zeitweise geistesabwesend und phantasierte, — das war eine schwere Probe für die neu Vermählten; es kam alles so unverhofft, Gram und Mitleid für den armen Onkel, sein sinkender Zustand, die aufreibende Mühseligkeit und Angst um ihn, alles zusammen genommen versetzte Madame Freiwald in großes Leid, doch endlich war ein günstiger Wendepunkt eingetreten; drohende Gefahr war glücklich überstanden, obschon es noch lang dauerte, ehe der Major wieder förmlich genesen konnte, indessen stieg die Hoffnung von Tag zu Tag; entschiedene Symptome der Besserung stellten sich ein; sein Gemüthszustand wurde heiter, er durfte schon kurze Besuche empfangen ohne schlimme Folgen zu befürchten.

Monate vergingen, der Winter war beinahe vorüber, Schnee und Eis schmolzen, man witterte bereits Frühlingsluft, als der Major zum ersten Mal ausgehen durfte unter Begleitung Freiwald's, der ihn auf's Zartfühlendste unterstützte. Die frische Luft wirkte günstig auf ihn, aber er durfte sich noch nicht zu sehr anstrengen. Bei Tisch war er wieder redselig, machte manchen Spaß und stimmte seine Umgebung fröhlich durch seinen wiederkehrenden Humor. — Allmählig rückte die Zeit heran zum Sommeraufenthalt in der alten Heimath, man sehnte sich nach Landluft, Garten, Vogelgesang in freier Natur; der Anblick von Schaaf- und Viehheerden, die blühenden Bäume, die herrliche Aussicht auf grünende Hügel und Thäler, die üppigen Wälder und Haine in der Umgegend, alles wirkte bezaubernd und labend auf das Gemüth. — Die alte Heimath

war nun wieder belebt, man war entzückt über die Rückerinnerung an die vergangene Zeit in dieser herrlichen Gegend. Gruß und Kuß von früheren Schülern und Freundinnen überzeugten Frau Freiwald, daß sie noch in gutem Andenken stand.

Die süße Ruhe auf dem Lande nach den anhaltenden Strapazen des letzten Winters wirkte wie Balsam auf Onkel und Nichte; Friede, Ruhe und Wohlbehagen traten an die Stelle des Kummers und der Leiden, man war von innigem Dankgefühl durchdrungen für die Wohlthat der Wiedergenesung; Gottes Segen ruhte auf Aller Herzen. Auch Hermann Freiwald's sehnlichster Wunsch ging nun in Erfüllung; er war eben zurückgekehrt von einer kurzen Geschäftsreise am 5. October, als ihm der Major mit freudigem Antlitz entgegenrief: „ein Söhnchen! ich gratulire!" Marie war eine glückliche Mutter. Der alte Herr war sichtlich gerührt vor Freude als er Freiwald die gute Nachricht mittheilte. „Gott sei Dank" entgegnete der überglückliche Vater, dessen Traum nun zur Wirklichkeit geworden war. Die Taufpathen überbrachten der Mutter Geschenke und Andenken für das liebe Karlchen, beim Taufschmause ließ man Vater und Mutter hochleben nach üblicher Sitte, dem Knäblein Glück und Segen verheißend und an der Eltern Freude regen Antheil nehmend.

Es war Mitte Januar; die Familie wohnte wieder in Berlin; die große Freude sollte nicht lange ununterbrochen bleiben; es herrschte tiefe Trauer im Hause. Vor einigen Tagen wurde der Major begraben; er war plötzlich an einem Herzschlag ge-

ſtorben. Beileidsbezeugungen kamen von allen Seiten; Stabsoffiziere und hochgeſtellte Beamte erſchienen zum Begräbniß, ein Garniſonsprediger hielt eine ergreifende Anrede an die Verſammelten am Grabe; auch vom Landſitz waren einige Bürger zum Begräbniß gekommen. Ein einfaches Kreuz bezeichnet die Stelle auf dem Kirchhof, wo er begraben liegt. Sein Leben war ein ſehr bewegtes in ſeinen Mannesjahren, die kriegeriſchen Zeiten erweckten Vaterlandsliebe und Opferbereitſchaft in ihm; „für Gott und Vaterland“ war ſein Wahlſpruch und dieſem Grundſatz blieb er treu ſein ganzes Leben hindurch. Als Menſch war er ſtrebſam und edel nach ſeinen Begriffen, als Mann furchtlos, ehrenhaft und charakterfeſt, als Onkel zartfühlend, liebreich und aufopfernd.

Jahre vergingen, Madame Freiwald hatte nun auch ein Töchterchen, das ihr viele Freude machte. Die Kinderchen wuchſen heran, waren ſittlich erzogen und ſorgfältig geſchult, die Mutterpflichten wurden treulich an ihnen ausgeübt und der Vater that alles, was in ſeinen Kräften ſtand, für ihr Wohl und Heil, er hätte ſie nahezu verwöhnt durch ſeine Nachgiebigkeit und Zärtlichkeit, wenn die Mutter ihn nicht zeitgemäß davor gewarnt hätte.

Bis jetzt hatten die Eltern alle Urſache, mit dankbarem Herzen auf die günſtige weitere Entwicklung ihrer Kinder zu hoffen, denn ſie waren geſund, begabt und fleißig, — aber „mit des Geſchickes Mächten iſt kein ewiger Bund zu flechten.“ Louiſe (ſo hieß das Mädchen) hatte ſich durch eine Erkältung eine Lungenentzündung zugezogen; ſie war von Natur nicht ſehr

kräftig, konnte sich trotz aller angewandten Mittel nicht erholen und starb nach einem dreimonatlichen Leiden. Das war ein harter Schlag für die Familie; der Vater war trostlos und die Mutter wurde schwermüthig. Der Arzt rieth Herrn Freiwald zu einer Luftveränderung und zu einem Wechsel in der Umgebung, damit seine Frau Gelegenheit fände zur Zerstreuung, deren sie so nothwendig bedurfte; aber es war eine schwere Aufgabe, sie dazu zu bestimmen. Ihre Melancholie hatte sich tief eingewurzelt, sie konnte es nicht über's Herz bringen, sich auf längere Zeit vom Grabe ihres Lieblings zu trennen und doch mußte es geschehen, wenn sie ihrem Gram nicht selbst unterliegen sollte. Freiwald sah wohl ein, daß eine Veränderung schleunigst stattfinden müsse. Er machte seiner Frau Vorstellungen über die schlimmen Folgen, welche eine längere Verzögerung verursachen könnte, über ihre Mutterpflichten dem Sohne gegenüber und schließlich über die Nothwendigkeit der Selbsterhaltung.

Ein ruhiges Plätzchen in einer reizenden Gegend im Harzgebirge wurde zum Aufenthalt auserwählt, wo die Luft stärkend und erfrischend wirkte und auf baldige Besserung hoffen ließ. Allmählig wurden längere Spaziergänge unternommen unter Begleitung ihres Sohnes; die Mutter nahm regeren Antheil an ihrer Umgebung, sie fühlte sich nicht mehr so angegriffen, konnte ruhiger schlafen, das Essen schmeckte ihr besser, sie beschäftigte sich mehr und fand auf diese Weise die ihr nöthige Zerstreuung.

Die kritische Periode war glücklich überstanden, als Hermann

sie wieder sah, meinte er, sie habe sich bedeutend erholt, sehe viel besser aus, ihr Blick sei wieder naturgetreu, ihr Schritt elastisch, ihr ganzes Wesen normal und beglückend. Man trat die Rückreise nach Berlin an unter den günstigsten Verhältnissen.

Jahre vergingen, ein zweites Töchterchen brachte neuen Segen in's Haus, der Knabe wuchs heran; Freiwald war emsig an der Arbeit, seine Frau widmete den Kindern ihre Zeit, half ihnen nach in ihren Schulpflichten und führte ein stilles, aber zufriedenes Leben. Auf die Zukunft war nun gesorgt; die Familie konnte über ein schönes Vermögen verfügen und in dieser Hinsicht waren sie jedweder Sorge überhoben, aber wie es so im Leben geht, „auf Freud' folgt Leid," „der Mensch denkt und Gott lenkt." Madame Freiwald erkrankte abermals und zwar sehr gefährlich. Der Arzt hegte große Besorgniß um ihr Leben; anerkannte Fachmänner wurden zur Consultation gezogen, die Untersuchung ergab den hoffnungslosen Zustand einer acuten Lungenkrankheit; ihre Kräfte schwanden von Tag zu Tag, die Symptome deuteten auf einen baldigen Tod. Nach einem dreimonatlichen Leiden starb sie, umgeben von den Ihrigen, tief betrauert von Allen, die sie kannten; ein Vorbild der Hingebung, der Aufopferung und der wahren Liebe für die Frauenwelt; ein Strahl der Hoffnung für diejenigen, welche in einem Beispiel von Treue, Seelengröße und Demuth Trost finden und deren Ziel im Leben ein Streben nach Vollkommenheit ist.

Auch Freiwald's Zukunft war nun düster und betrübt, sein Muth war gebrochen, aber seine Manneskraft und seine Vater-